42

Vom Joh. Gottfried Hocke.

XIII 12. ~~XIVa~~

1279

46

Coburger Landes-Bücherei

Schubert del. C. Schule sc. 1798.

Fort! gehorche!

Adelheid von Wildenstein

oder

die Folgen der mütterlichen Eitelkeit.

Vom
Verfaßer der Amtmanns-Tochter
zu Lüde.

Da liegen meine Hoffnungen!

Bremen
bey Friedrich Wilmans 1798.

H.S.C. BIBLIOTHEK
COBURG

Adelheid von Wildenstein

oder

die Folgen der mütterlichen Eitelkeit.

[illegible]

oder

die Folgen der [illegible]

Ich habe versucht [illegible] Folgen des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

An die Leser.

Ich habe versucht, die traurigen Folgen des Leichtsinns des männlichen Geschlechts darzustellen in der Geschichte „der Amtmannstochter von Lüde," hier stelle ich die Folgen der mütterlichen Eitelkeit und des stolzen Eigensinnes auf, und wünsche, daß die Moral in diesem Kleide eben den Eindruck machen möge, den ich dort bemerkt zu

haben glaube. Wenn die Mutter eine Tyrannin ist: so zittert die Tochter; wenn jene ihre Rechte mißbraucht: so fordert sie hier die Natur zurück und spricht das Verdammungsurtheil über ihre Feindin. — Man lese, was ich schrieb, und verkenne nicht die Absicht, in welcher ich schrieb.

Der Verfasser.

Schon war es Nacht, als William Buttley seine Verirrung im Westerwalde bemerkte. Der Sturmwind tobte fürchterlich; die hohen Fichten, der Gewalt ausweichend, stürzten in das Thal herab; abgerissene Felsenstücke rollten ihnen nach, und die Luft heulte in den Ritzen ein Trauerlied. Da stand er in seinen weißen Mantel gehüllt, und sprach zu sich selbst:

»Wohin treibt dich deine Neugier oder Wißbegierde! Bist du ausgezogen aus deiner Heimath, »um Weise oder Thoren zu suchen! den Weisen »glaubtest du schon lange in dir gefunden zu haben, und der Thor begegnet dir hier im Thale.

»Die Natur fordert Befriedigung ihrer Bedürf»nisse, und hier stehest du im Abgrunde, vom »kalten Oktoberregen durchnäßt, und verlassen »von aller Hülfe! Die Nacht wird fürchterlich »werden! Du mußt dich retten. Aber wohin? »Kannst du diesen hohen Felsenrücken erklimmen? »Gelingt dir auch das Wagestück: so wird dich »der Sturm dort oben noch fürchterlicher um»sausen. Hinter dir ein Fluß, dessen Bette du »nicht kennst! Ueberall eingeschlossen, überall »Gefahren, was beginnst du?

Es war in Williams Charakter, über alles, was ihm vorkam, und selbst über seine eigenen Thorheiten zu philosophiren, dies machte ihn in der Gefahr die Gefahr selbst oft vergessen. Auch jetzt fand er in seiner Verirrung eine sprechende Analogie der moralischen Verirrungen des Menschengeschlechts. Neugier, Stolz, Eitelkeit, Egoismus und Selbstgefälligkeit führen die Menschen in Labyrinthe, wo die Vernunft den Faden verliert, sagte er, und selbst das Licht verachtet, welches den Weg zeigt, den du jetzt ängstlich suchst. Der Mensch ist

ein sonderbares Wesen, er macht sich mit sehenden Augen blind, und gestehet es sich nicht, daß er es ist, er will Hindernisse übersteigen, und thürmt sich selbst größere auf, er will durch einen Zauberschlag den Weg der Glückseligkeit finden, und gehet freiwillig und mit Anstrengung den Weg des Elends. William! du mußt eine Ausnahme machen. Zu tief wagtest du dich in Einöden, versuche rückwärts die romantischen Gefilde zu betreten, die dich durch ihren Reiz in ihren Abgrund führten, und dich zum Gemählde aller menschlichen Verirrungen hier aufstellten.

So stand William eine halbe Stunde und philosophirte, und sann auf seine Rettung. Die Vernunft sagte ihm: »es ist nicht möglich,« und sein Gefühl forderte den Versuch. Bald ging er rückwärts, bald zur Seite, um den Pfad zu suchen. Er suchte vergeblich. Endlich ging ihm ein Sternchen der Hoffnung auf. Er stand auf der Nordseite des niedrigsten Felsen, und schauete an ihm hinan. Ueber seiner Spitze trat gerade ein schwaches Lichtchen hervor, zweifelhaft, ob am Horizont, oder auf

der Erde, genug dies schwache Lichtchen schien ihm zuzurufen:

»Auf der Südseite dieses Felsen ist Rettung »für dich!«

Er stieg den Felsen hinan. Bei jedem Schritte schauderte ihn vor der Gefahr. Jetzt faßte der Wind in seinen Mantel, und drohete den Knopf unter dem Kinne abzureißen; William sank zur Seite. Kleines Gesträuch, wovon er eine Hand voll zusammen raffte, half ihm weiter. Endlich kam er an eine Rinne, welche das herabstürzende Wasser in den Felsen gegraben hatte. Ein Stein mit den Wurzeln eines Strauches deckte diese Schluft von oben her, und hatte dem Wasser einen andern Weg angewiesen, welches jetzt seitwärts über den Felsen stürzte.

Ermattet drückte sich William in diese Schluft und war entschlossen die Nacht hier zuzubringen. In dem Augenblicke der Ruhe war ihm unbeschreiblich wohl. Allein, wer in Gefahr nicht schnell handelt, und durch Zaudern und Spekuliren die Größe

derselben kennen lernt, wird selten gerettet. Das kleinste Hinderniß erweckt Bedenklichkeiten, wo ein gewisses blindes Zutrauen das Wagestück begünstigt. Unthätige Ruhe vergrößert das Unglück, Entschlossenheit besiegt es; sie ist das Zeichen eines männlichen Charakters.

Buttley ruhete, aber diese Ruhe ward ihm gefährlich, denn schon fühlte er sich unter dem durchnäßten Mantel erkältet. Der Sturm fuhr zwar über ihn hin, aber der Regen drang immer dichter und dichter auf ihn ein, und es schien, als raffte ihn der Wind zusammen, um ihn in dieser Schluft abzusetzen.

Aus der weiten Ferne von Westen her vernahm er das Getöse einer Oehlmühle. Das abgemessene Steigen und Fallen des Stempels, das zur Erreichung seines Zwecks nöthig ist, schien ihm eine passende Analogie seines jetzigen Zustandes zu seyn. Neuer Muth drang wieder in seine Seele, und seines Lagers müde ermannte er sich zu neuer Anstrengung; jeder Schlag, den der Sturmwind sei-

nem Ohre zutrug, fuhr in seine Füße herab. Jetzt stand er schon auf dem Steine, welcher die Schluft, worin er geruhet hatte, oben schloß. Er hob den linken Fuß auf, streckte die rechte Hand aus, um Gesträuch zu fassen, oder einen festhangenden hervorragenden Stein. In diesem Augenblicke schoß eine Nachteule aus einer Felsenritze bei ihm vorbei. Der Schrecken hätte ihn beinahe in das Thal herabstürzen gemacht, indeß ergriff er noch einen Retter in der Eulenwohnung, und statt dessen rollte sein Fußschemel in die Tiefe hinunter. Da lag er einige Minuten lang ausgestreckt und fühlte Schmerzen in der Brust. Endlich erreichte er die Felsenspitze.

Wohin nun? fragte er sich, denn er wußte nicht, ob es vor oder hinter ihm gefährlicher war. Der Sturm drohete in jedem Augenblicke ihn nieder zu werfen. Nach Mittag hin sahe er einige Lichter durch die Fenster einer hohen Burg schimmern, und ob ihn diese gleich weit entfernt zu seyn dünkte: so beschloß er dennoch den geraden Weg dahin zu nehmen, und kroch auf Händen und Füßen

auf der Westseite, wo es ihm am leichtesten zu seyn schien, den Felsen hinab. Kaum war er etwa dreißig Fuß herunter gefahren, als die Lichter in der Burg verschwanden. In dichter Finsterniß tappte er umher, und vermuthete dunkele Wälder und ein tiefes Thal vor sich. So war es auch. Weil sich der Felsen allmählig senkte, und der Wind sich in dem Mantel fing: so rutschte er mit größerer Sicherheit von einer Klippe auf die andere.

Hier fand er endlich eine Stelle, wo der Felsen schräg herab hing, und dem Wanderer ein Obdach gegen Sturm und Regen darbot. William begab sich unter dies Felsendach, entschlossen den Tag hier zu erwarten. Noch war er beschäftigt sich sein Lager zu bereiten, als er plötzlich durch eine Laterne erschreckt wurde. Eine weiße Gestalt kam einige Schritte von ihm aus dem Felsen, und ging tiefer hinab.

William stand und besann sich; seine Empfindungen schwebten zwischen Furcht und Freude, und machten seinen Entschluß ungewiß. Verschieden-

artige Dinge stoßen einander ab. Wo die Furcht im Herzen liegt, da streift die Freude leicht vorbei; der Wunsch und die Hoffnung stehen in der Mitte, und verkleinern nicht selten die Entschlossenheit, die sie erheben sollten. Die Noth lehrt alles versuchen; sie verwandelt die Hoffnung in Zuversicht, und die Furcht in Herzhaftigkeit.

Nach einem kurzen überlegenden Kampfe beschloß William dem Lichte sich zu nähern. Eine Wand, oben mit eisernen Spitzen versehen, hinderte seinen Entschluß hinüber zu springen. Er stieg tiefer hinab, um eine bessere Stelle zu suchen, aber die Wand war am Ende, und er an dem Abhange des Felsen. Hinter ihm stürzte das Wasser in einen Abgrund, und tönte von unten herauf fürchterlich wieder.

William ging von Westen nach Osten. Hier fand er keine Wand, sondern einen Felsenriff, niedriger als der nördliche. Er lehnte sich daran, um auszuruhen. Ein Rasseln mit Ketten und Schnauben im Felsen machte ihn glauben, hier sey der Auf-

enthalt eines nächtlichen Unholds. Er ging einige Schritte vorwärts. Hier kam es ihm vor, als hörte er ein tiefes Seufzen, und dann einen Laut, der Hülfe verlange. Seine Neugier trieb ihn wieder auf der Morgenseite den Felsen hinauf, aber hier war wieder die Wand. Das Licht war verschwunden.

Indem Buttley einen vergeblichen Versuch machte, eine Treppe, die er in die Höhe gezogen und oben mit Stacheln versehen fand, hinauf zu klettern, vernahm er etwas einer menschlichen Sprache ähnliches, aber aus dem Geflister konnte er nichts deutlich verstehen, und auf seine Frage: ob Jemand hier sey? erhielt er keine Antwort. Endlich kam er an das Ende der Wand, wo sie an den höchsten Felsenriff stieß. Auf dieser Grenze stand er, wand einen Tuch um seinen Leib, sahe sich noch einmal um, und sprang den Felsen hinab. Da lag er nun und fühlte nach seinen Gliedern, welches derselben zerbrochen seyn möchte.

»Herr! wer heißt Sie da herunter springen?« fragten zwei Männer zugleich in einem unfreundlichen Tone.

»Die Noth, meine Freunde,« antwortete William.

»Warum bleiben Sie nicht wo Sie sind.

»Das möchte ich jetzt gern, wenn es mir verstattet wird.«

»Was wollen Sie, was suchen Sie hier?«

»Schutz vor dem Sturm und einen Trunk Wassers.«

»Wer sind Sie?« Der Frager faßte ihn heftig bei der Brust.

»Ich bin ein Reisender, der diese wilde Gegend sehen wollte und sich verirrt hat. Hier auf der Nordseite bin ich mit Lebensgefahr herauf geklettert, dort sahe ich Licht und wollte ihm folgen, hier bin ich herumgegangen, den Eingang zu suchen, und da ich ihn nicht fand: so wagte ich diesen Sprung in der Voraussetzung, daß es hier schräg seyn und ich liegen bleiben würde.«

»Herr! Sie waren unbesonnen. Sahen Sie nicht den Abgrund hier? Dieser Steinbruch konnte Ihr Grab werden, und er wäre es geworden,

wenn ich Ihnen nicht im Falle einen Stoß rückwärts gegeben hätte.»

»Wer bauet in dieser Wüste mit Steinen?»

»Wir bauen hier Gräber für Lebendige.»

»Für Lebendige! Das ist entsetzlich.»

»Eben nicht entsetzlich, nur widernatürlich scheint es. Wenn das Herz leer ist, so muß es begraben werden, damit der Moder auch die äußere Hülle zerfresse.»

»Mann! Sie sind räthselhaft und entweder ein Philosoph oder ein sehr Unglücklicher.»

»Keins von beiden ganz.»

»Kommst du nicht?» rief er jetzt, und in dem Augenblicke kam der andere, dessen Weggang Buttley nicht bemerkt hatte, mit einer Laterne zurück. Ihm folgte eine lange weibliche Figur, deren schwarzes Haar unter einer schmutzig weißen Haube hervordrang und sich über ein blasses traurendes Gesicht verbreitete.

Bei dem Scheine der Laterne betrachtete William, so schnell er konnte, den Mann, der ihm die

räthselhaften Antworten gab, und erstaunte, einen jungen Mann zu sehen, auf dessen Gesichte tiefe Schwermuth ruhte. Seine Augen verriethen ein melancholisches Wesen, welches interessirt und der Neugier Befriedigung verspricht.

Sie traten einige Schritte von dem Steinbruche zurück. Eine Ziege und ein Hund erschreckten William durch ihren natürlichen Ton, der ihm aber unnatürlich vorkam, weil er aus dem Felsen empor stieg. William mußte seinen Mantel zurückschlagen und sich beschauen lassen. Nun schien ihn der Laternenträger nicht mehr für einen Räuber zu halten. Die durchnäßten und um den Kopf hangenden Haare allein waren ihm noch etwas verdächtig, und daher fragte er in seinen wunderlichen Gedanken:

»Reisen Sie denn zu Fuße?«

William. Nein. Mein Wagen und Diener sind in dem Dorfe dort unten geblieben, und der letzte erwartet gewiß sehnlichst meine Ankunft. Aber mein Herr, fuhr er fort, sich zu dem jungen Manne kehrend, sagen Sie mir, wer wohnt hier?

Der

Der Fremde. Jemand, der über wahres und eingebildetes Elend weint.

William. Das ist sonderbar! Weinen die Menschen über eingebildetes Elend, dann müssen sie wohl am unglücklichsten seyn.

Der Fremde. Das Sonderbare löst sich hier in das Natürliche auf. Wenn die Welt nichts mehr darbietet, was das Herz erfreuet, und wer in den Menschen ein steinernes Herz zu finden glaubt, dem ist es eine Wonne, sich in Steine einzugraben, dann ist doch ein Herz im Steine, da sonst Steine im Herzen sind.

William. Des Schicksals Launen sind fürchterlich, sie lauren am Pfade unserer irdischen Lehrjahre und stechen wie Ottern den sichern Fuß, und dennoch fließen sie aus der Hand der Liebe, welche die Wunden wieder heilet. Vestigkeit und Vertrauen macht endlich den Schmerz vergessen.

Der Fremde. Wohl wahr, lieber Herr, aber wen bangt nicht, wenn diese Launen ihre Stacheln in der Liebe selbst schärfen! Wir Menschen

alle müssen der Welt ihr Lehrgeld bezahlen, der Eine mit seinem Vermögen, der Andere mit seinem Herzen. Wohl dem, der diese Lehrzeit überstanden hat, ehe das Herz leer wurde.

Ein tiefer Seufzer schloß diese Worte und spannte Buttley's Neugier noch höher. — Glückliche Menschen interessiren uns weniger, als Unglückliche, auch dann noch, wenn wir selbst unglücklich sind, denn das Unglück und die harten Schläge des Schicksals sprechen stark an die Empfindungen und Menschheitsgefühle, und erzeugen das Mitleid und die größere Theilnahme. Das Glück unserer Brüder und Schwestern hingegen ist nicht selten von Gleichgültigkeit, auch wohl Neid von unserer Seite begleitet. Das erste liegt in der menschlichen Natur, und das letzte erhalten wir durch die Erziehung und genährten Egoismus. Eine edle und unverdorbene Seele erhebt sich hier über gemeine Seelen; sie lächelt Freude im Glück und weint mitleidige Thränen im Unglück Anderer; sie findet himmlische Wonne darin, wo der thierische Egoismus nichts suchet; sie wirkt gleich gern in der

Hütte des Elends und im Pallaste des Ueberflusses und wandelt am Stabe der Bescheidenheit und Vestigkeit in dunkeln und reizenden Thälern; sie erhebt sich auf Flügeln der reinen Liebe mit göttlicher Kraft zum Himmel empor, und bemitleidet die Hartherzigkeit mit ihrem Gefolge im Staube; sie fühlt ihre Würde unter dem Ordensbande und vergißt sie nicht unter dem Kittel. Schön ist die Unschuld, wenn sie betet, aber schöner noch ist das Mitleid, wenn Thränen auf die helfende Hand herabfallen. Die Engel Gottes räumen den Menschen den letztern Vorzug ein. O Menschen, o Brüder und Schwestern, welche Würde hat euch der Ewige bestimmt! Entehrt sie nicht durch euch selbst.

So dachte William, und mit einer mitleidigen Ungeduld, die sein unverdorbenes Gefühl bewies, wiederholte er seine Frage:

»Wer hatte den Muth, in diesem Felsen Ruhe zu suchen? Sie selbst, oder — —«

»Ein Frauenzimmer, eine Mutter, die noch vor kurzer Zeit die Seligen nicht um ihr Glück beneidete.»

»Eine Mutter! Ist sie eine Heilige oder eine Unglückliche?»

»Sie behauptet nur die letzte zu seyn.»

»Wie heißt diese Mutter?»

»Sie ist eine vornehme Frau, antwortete der Mann mit der Laterne in der Hand, der Fürst besucht sie oft, wenn er hier die Jagd bezieht, und tröstet sie, wenn sie weint.»

»Wer ist Er, guter Mann?» fragte William, um doch nur von einem zu erfahren, wer er sey.

»Ich bin der Nachtwächter hier bei der Einsiedlerin, antwortete der Mann, dies da ist die Kammerjungfer, und der Herr — —»

Er schwieg plötzlich still, vielleicht auf einen Wink, welcher William auf die Vermuthung brachte, daß der junge Mann wohl der Sohn der Einsiedlerin seyn könnte. Seine Phantasie suchte schon

allerlei Möglichkeiten hervor, als der junge Mann ihn in seinem Traume stöhrte.

»Die Bewohnerin dieses Felsen, sagte er, ist ei-
»ne Frau von Wildenstein. Ihr Verstand,
»dem sonst alles huldigte, irrt in der Dunkelheit,
»wie Sie, mein Herr, in der Finsterniß der
»Nacht. Nur selten leuchtet ihr in dem innern
»Sturme ein schwaches Lichtchen. Ein Wahn
»bethörte die Mutter und zeigte das Weib;
»der Schleier ist gefallen und hat dem Weibe die
»Mutter wieder gegeben.«

William wußte eigentlich keinen deutlichen Sinn in diese mystischen Worte zu bringen. Er durchlief das ganze Register mütterlicher Thorheiten, und verweilte bald bei der Eitelkeit, bald bei dem Stolze, und dann wieder bei gewissen niedrigen Absichten, die keinen bestimmten Namen haben. Am Ende sahe er sich in ein Chaos verwikkelt, wo er den Faden verlohr. Stolz, sagte er endlich, muß es wohl seyn, der diese Frau unglücklich gemacht hat, denn dies ist die gewöhnlichste

Krankheit der Mütter, wenn sie Söhne und Töchter haben. Der Stolz und seine Schwester, die Eitelkeit, machen viele Pflichten vergessen und unterdrücken die natürlichen Gefühle, und die Kinder, besonders die Töchter, werden das Opfer für den Eigensinn. Gewiß hat diese Einsiedlerin einen Fehler dieser Art begangen, und leidet für ihre eigene Schwachheit, aber wohl nicht allein, denn die Thorheiten der Aeltern belasten die Kinder mit Unglück, und wirken schrecklich durch Generationen fort. Die Absichten der Aeltern treffen selten mit den Absichten der Kinder zusammen, und die erste Ursache des Unglücks der letztern liegt meistentheils in den erstern. Der Mensch gewöhnt sich leicht, seinen Willen, den er für den besten hält, andern aufzudringen, und Aeltern glauben sich besonders dazu verpflichtet wegen des Verhältnisses, worin sie zu den Kindern stehen, ja sie halten sich zur Gewalt berechtigt, wenn sie Widerstand finden. — Beleidigter Vater- oder Mutterstolz ist schrecklich in seinen Wirkungen, er gehet zu leicht in den Mißbrauch gewisser Rechte über, und macht nicht selten die Unschuldigen zu Gegenständen seiner Unge-

rechtigkeit. Aber die natürlichen Gefühle rechtfertigen sich, leider! nur oft zu spät, und zermalmen mit ungemessener Kraft das stolze Herz.

»Was sagte der Mann? Ein Wahn bethörte die Mutter und zeigte das Weib; der Schleier ist gefallen und hat dem Weibe die Mutter wieder gegeben!!« —

»Armer junger Mann, du bist sicher ein Opfer mütterlicher Thorheiten. Die Welt scheint für dich nicht zu seyn, was sie seyn sollte; sie hat dir etwas geraubt, was dir der Himmel bestimmte.«

So dachte William und wußte selbst nicht, warum er so dachte. Ob ein gewisses Vorgefühl in ihm sprach, oder ob seine Gedanken zufällig waren, wird der Erfolg beweisen. Uns scheint sein Raisonnement einen allgemeinen Zweck zu haben, wenn es auch hier nicht den rechten Punkt getroffen haben sollte.

Nach einer langen Pause, in welcher William seinen Gedanken nachhing, wandte er sich zu dem jungen Mann und sagte:

»Wollen Sie mich nicht bei der Frau von Wildenstein melden lassen? — Ich bin ein Engländer, heiße William Buttley, und reise, um die Welt und ihre Menschen kennen zu lernen.«

Die Kammerjungfer machte zwar Einwendungen, daß es schon zu spät sey, daß ihre Frau viel geweint habe, daß die Gebetsstunde herannahe u. s. w. aber ein Wink des jungen Herrn befahl ihr zu gehen und um ein Nachtlager für den Fremden zu bitten.

»Wie fanden Sie meinen Aufenthalt?« fragte die Einsiedlerin, als William in ihre Höhle trat.

»Ein Zufall, gnädige Frau, hat mich hierher geführt, und jezt ehre ich diesen Zufall als ein Glück.«

»In der Welt ist beides einerlei. Hier zeigt er Ihnen etwas altes und auch wieder etwas neues. Setzen Sie sich.«

William sezte sich und erzählte ihr kurz sein Abentheuer. Die Einsiedlerin schwieg und war ganz in sich gekehrt. Jezt kam das Mädchen mit

einem Glase Wassers. Er trank und bat nun selbst die Einsiedlerin um ein Nachtlager. Sie achtete nicht auf ihn. Hannchen nahm dies als eine Einwilligung an und gieng, um das Lager zu bereiten.

In dieser Zwischenzeit sahe William, bei dem schwachen Schimmer einer Oehllampe, in der Felsengrotte umher. Bei der Vergleichung des jetzigen Zustandes dieser Frau mit ihrem ehemaligen, wie er ihn sich dachte, flossen ihm Thränen über die Wangen. Da saß sie gegen ihm über, und ein heiliger ehrfurchtsvoller Schauer ergriff ihn bei dem Gedanken an die Veränderlichkeit der menschlichen Schicksale. — Eine Mutter, sagte er zu sich selbst, der Welt entzogen und in diese Felsengruft lebendig begraben! Eine Frau, die vielleicht an fürstlichen Höfen lebte, Minister und Diener kabaliren sahe und ihre Kabale verabscheuete! Die freiwillige Sklaven zu ihren Füßen erblickte und ihren Dienst verachtete: Die die Tugend leiden sahe, und trauerte, und über den Sieg des Lasters seufzte!!

»William, laß dich dein Gefühl nicht zu weit verleiten, unterscheide Schuld von Unschuld. Wer seinem eigenen Willen folgt, muß auch tragen, was er sich gesucht hat. — Das Gefühl verspricht da schon thätiges Mitleid, wo die Vernunft kaum das Bedauren rechtfertigt. — Ist die Frau von Wildenstein so ganz unschuldig? Mein Gefühl möchte es gern bejahen, aber meine Vernunft spekulirt noch zweifelnd. Ist aber das erste nicht menschlicher und besser, als das letzte? und verdient verschuldetes Unglück nicht eben so sehr das Mitleid, als unverschuldetes? Nur der Grad desselben kann durch eigene Schuld oder Unschuld bestimmt werden. Ist mein Mitleid unerlaubt, da ich diese nicht zu enthüllen vermag? Nein, weder mein Gefühl noch meine Vernunft spricht dagegen. — William! wenn du helfen könntest, du thätest es, und wenn die Frau auch in Lastern versunken gewesen wäre. Dies kann nicht seyn. Ein geheimer aber starker Zug ihres Gesichts spricht zu ihrem Vortheile. Wenn sie einen Fehler begangen hat, so mag sie ihn mit vielen Müttern gemein haben. Sie büßt hart dafür. —

»Adelheid, meine Tochter!« seufzte die Frau von Wildenstein und sahe nach der Uhr.

»Eine Tochter! O ich errathe den Sinn. Eine verlohrne Tochter! Die Unglückliche leidet an tiefen Wunden. — Der Schmerz der Mutter ist gleich dem Schmerze, über welchen die verlorne Unschuld weint.«

»Karl! mein Sohn!« seufzte die Einsiedlerin aufs neue.

»Auch ein unglücklicher Sohn! Wahrscheinlich der junge Mann hier im Felsen. Mutter, du bist unglücklich durch deine Kinder! Wer dir Mitleid versagt, ist kein Mensch.«

William wurde betrübter, je mehr er seinen Gedanken nachhing. Man wird oft bei dem bloßen Anblicke des Elends stärker gerührt, als wenn man die Ursache desselben weiß. Dort spekulirt der Geist in dem Reiche der Möglichkeiten, wo sich schreckliche Ideen auf schrecklichere häufen und eine verwirrte Mischung der Empfindungen hervorbringen, hier ruhet die Stärke der theilnehmenden Rührung

auf dem deutlichen Bewußtseyn der Schuld oder Unschuld. Bei der Einsiedlerin war die Ursache des Elends von einer eigenen Art, und größer nnd wichtiger, als William in seinen Ideen begreifen konnte. Außerordentliche Ursachen haben außerordentliche Wirkungen.

Immer noch in sich gekehrt saß die Einsiedlerin und ließ dem Engländer Zeit, sich umzusehen, ob er a u f der Erde oder i n derselben sey. — Das Zimmer war halb in den Felsen gehauen, und halb außer demselben von Steinen und Moos erbauet, zehn Fuß lang und eben so breit. Nur e i n Fenster erleuchtete das Ganze. Auf einer Fußbank standen zwei halb zerbrochene Näpfe, wie sie eine arme Frau zu tragen pflegt, die in der Küche des reichen Mannes, für sich und ihre Kinder, die Suppe erbittet, welche den Hunden entzogen wird. Einige Milchsetten mit Staube bedeckt, eine zerbrochene Wasserflasche, und ein Glas ohne Fuß, ruheten auf einem Gesimse am kleinen viereckigen Kamine. Ueber einem Schranke auf einer Komode in einer Nische, ragte halb sichtbar eine hölzerne Wanduhr

hervor, nach welcher die Einsiedlerin oft sahe, und bei jedem Schlage des Perpendikels seufzte. Der Wunsch nach der Auflösung ihres eigenen Uhrwerks schien ihr sehnlichster zu seyn.

Quer durch das Zimmer stand eine eiserne Bettsponde mit einer alten Matratze und geflickten Kopfkissen belegt. Hierauf sitzend zählt die Dame am Tage die schleichenden Stunden, und harrt in der Nacht des weichenden Schlafs. Ein Korb mit Brod und Briefen stützt sich an die Füße des Bettes, und ein kleiner Tisch von Tannenholz mit einem zerbrochenen Rohrstuhle, stehen als die elegantesten Meublen in der Mitte der Höhle.

Welch eine Wohnung für Menschen, dachte William, als er diese und andere Dinge betrachtete. War diese Höhle freiwillige Wahl: so muß die Sündenlast schwer auf dem Herzen der Frau liegen. Trieben sie aber ihre Verfolger hierher: so müssen sie Teufel in Menschengestalten seyn, die einen Menschen, eine Mutter vernichten, und sich über ihr höllisches Werk freuen. Was würden diese

Weichlinge sagen, wenn sie in dieser Hütte des Elends für ihre Verbrechen büßen sollten! Für einen Verbrecher wäre sie noch zu schlecht. — Leider wohnt die Unschuld, die Tugend, und die nützliche Thätigkeit in Höhlen des Kummers, und ihre Verächter, und große Verbrecher hausen, wenn die Gerechtigkeit hinter der Augenbinde einmal hervorschielt, in prächtigen Gefängnissen. Wenn hier schon die Hölle auf ihnen ruhet, was würde dort nicht seyn? Der Geier würde dreimal die Leber fressen, um sie dreimal wieder wachsen zu lassen. Nur der, der unbescholten und Fehler frei seine Tage verlebte, wohnt sicher im Pallaste und in der Hütte, und ein Tropfen Schweiß im Wasserbecher wird köstlicher Wein für den, den seine Brüder und Schwestern segnen. In Höhlen sucht der Leidende Ruhe, wenn die Welt ihn verstößt, und hängt seine Unschuld und sein gutes Gewissen als Schilder an den Eingang derselben. Das Laster schleicht beschämt vorüber.

Ungewöhnliche Empfindungen durchdrangen Williams Brust; er schauete nach der Einsiedlerin,

um in ihrem Gesichte den Beweis eines ganz schuldlosen Lebens zu lesen. Da saß vor ihm das Bild des Jammers mit gesenktem Haupte, auf welchem ein schmutziges, in Falten gelegtes Tuch ruhete, und vergebens das weißgraue, vom Kummer erst halbgebleichte, Haar zu bedecken suchte. Wenn der Mantel der Tugend und Unschuld nicht besser erhalten ist, seufzte William, als er die Enveloppe betrachtete; so siehet es schlecht in der Welt aus.

»Gnädige Frau,« fragte er jetzt in dem Tone des tiefsten Mitleids, »wie kamen Sie zu dem Entschlusse, sich der Welt zu entziehen, und hier sich zu begraben? Ihre Einsiedelei scheint Ihr Grab zu seyn, aus dessen Oefnung aber dennoch die Ruhe entfliehet!«

»Die Welt hat mich gemordet und versagte mir das Begräbniß, hier habe ich es gefunden. Doch nein! ich irre, ich selbst bin eine Mörderin! Erschrecken Sie nicht, ja ich bin eine Mörderin, eine Kindermörderin —«

William schauderte über die Heftigkeit des Tones. Er kehrte seine Augen weg, denn der Blick

der Einsiedlerin war fürchterlich. »Eine Kinder-mörderin!« wiederholte er staunend.

»Ja das bin ich. Mein Geist schlürfte den Giftbecher, der alle Gedanken getödtet und nur einen mir zur Qual übrig gelassen hat. — Ach Adelheid! Adelheid! die mütterliche Zärtlichkeit hat Dich und sich selbst gemordet.« »Mutter! meine physischen und moralischen Kräfte verlassen mich,« riefst Du; »o sie tönen jetzt fürchterlich, diese Worte, in meinen Ohren! Ich bin mehr als Mörderin, denn ich mordete Dich nicht auf eine gemeine Art. Meine Tochter, meine Adelheid, vergieb mir! .... Siehest Du nicht die Schlangenbisse, die mich zerfleischen!! In der Hölle wohnt kein Gott. — O wie mich bangt!! wer erbarmt sich meiner!«

William war in der größten Bestürzung, und nur sparsame Thränen preßten sich aus seinen Augen. Eine verzweifelnde Mutter vor sich, in diesem Aufenthalte der Reue und des Jammers! Wer beschreibt seine Empfindungen, und wer mahlt die

Scene! Für das Göttliche und für das Widernatürliche hat die Kunst keinen Pinsel. — Wer sucht in Gräbern noch leidende Sünder? Widerstehen Thränen, die auf die Herzen fielen, im Sarge ihrer Verwesung?

Hannchen brachte jetzt dem Fremden zu essen. Ziegenmilch, schwarzes Brod und Wasser, war alles, was man geben konnte. Unter andern Umständen wäre dies unserm William ein königliches Mahl gewesen, aber jetzt flossen seine mitleidigen Thränen in die irdene Schale. Die Einsiedlerin saß gegen ihm über und weinte. Die hölzerne Wanduhr schlug zehnmal. Buttley's Uhr zeigte schon halb zwölf. Auch die Zeit schleicht hier langsamer als in der Welt, dachte er, und bemerkte, daß sich die Einsiedlerin erhob.

»Dies ist die Stunde meines Gebets,« sagte sie, »ich muß gehen. Wollen Sie mit mir beten? »Der Himmel erhört Sie vielleicht eher, als »eine Sünderin.«

William stand auf und folgte ihr. Sie führte ihn über einen offenen Platz. Der Sturm heulte noch

fürchterlich über die Felsen hin, und drohete die Laterne zu verlöschen, die an ihrem Finger hing. Sie öfnete eine Thür, und trat in ein kleines vier-eckiges Zimmer, dessen Nordseite und Decke der Felsen bildete, das übrige war aus Steinen und Moos aufgethürmt. Ein Fenster von einer zwei Spannen langen Scheibe erleuchtete das Ganze kärg-lich. An der Südseite stand ein kleines Ruhebette, mit einer Strohmatte belegt, darüber hing an der Wand ein weibliches Gemählde.

Diese Grotte schien ein Aufenthalt für einen verbannten Geist zu seyn, und doch war sie eine Ka-pelle, worin eine Sünderin um Gnade zu Gott auf-flehete. Sie sind schrecklich, die seufzenden Worte, die aus dem Schlunde der Erde zum Weltenrichter aufsteigen, die Angst preßt sie aus der beklommenen Brust, und Zweifel, in dem Bewußtseyn der Un-würdigkeit gestärkt, versagen ihnen den freien Flug zum Throne. Aus Gräbern heult das Verbrechen, und Verzweiflung ringt die Hände, aber das Gebet der Unschuld steigt in Liebe und Vertrauen empor; dort blitzt das Schwert des Richters, und hier reicht Vatergüte die liebende Hand.

Will Gott auch in der Erde von Menschen verehrt seyn? sprach William zu sich selbst, als er in diese finstere Kapelle trat. In den Abgrund geschleudert, beten da die Verdammten, wenn sie sich fluchen? Sie schauen nach dem himmlischen Glanze auf, und verhüllen wieder das Gesicht in schwarze Finsterniß. O Menschen! was ist das Bewußtseyn eigener Tugend, was ist ein gutes Gewissen werth! Im Himmel und in der Erde bettet es uns sanft!

Die Einsiedlerin nahm William bei der Hand, führte ihn einen Schritt näher, hob die Laterne in die Höhe, und seufzte:

»Das ist sie, die Rose, die ich so sorgsam pflegte!
»Ach! der Sturm hat sie gebrochen, ehe sie sich
»dem Morgenroth entfaltete.«

William erstaunte über das Gemählde, so schön hatte er noch nie ein Mädchen gesehen. Welch ein Engel in Menschengestalt! rief er aus, welch ein sanfter wohlthuender Blick! Welche Schwermuth vereint mit Zärtlichkeit, ruhet auf diesem Gesichte! — Wie tief fühlt sich oft der Mensch erniedrigt

vor dem Menschen auf Leinwand! Er bewundert die Kopie, betet sie an, und haßte und vernichtete das Original. — Will er überhaupt lieber Kopien als Originale sehen?

Die Einsiedlerin fiel auf ihre Kniee nieder, hob die gefalteten Hände zu dem Bilde empor, und betete:

»Adelheid! Meine Tochter, vergieb mir, damit »mir der ewige Richter auch vergebe. Ich meinte »es gut mit Dir, und habe geirrt. Ach! ich »leide für meine Thorheit, die Dir Dein Grab »bauete. — Gott! erhöre meine Bitte, und segne »den Geist meiner Adelheid, deiner from»men Tochter.«

Jetzt sank sie ganz auf den Boden nieder und schwieg. William fuhr fort:

»Du bist Vater aller deiner Kinder, sey es auch »dieser Dulderin, und gieß aus dem großen Maaße »deiner Liebe nur einen Tropfen des Trostes in »ihr wundes Mutterherz!«

Ein Thränenstrom hemmte seine Sprache, seine Empfindungen und Gefühle waren ungewöhnlich gereizt; er zitterte am ganzen Körper.

Jetzt hörte er tiefe Seufzer, und suchte vergebens, woher sie kamen. Auf der Erde, sagte er, betet der Frevler, wenn die Natur zürnt, und hier heulen die Steine, wenn eine Mutter ihre Tochter in der Erde um Verzeihung bittet! — Immer lauter und immer stärker wurde das Aechzen. Es schien ihm aus eines Mannes Brust zu kommen, und doch sahe er sich nur allein in dem Gewölbe, dann glaubte er wieder einen seufzenden Laut einer weiblichen Stimme hinter sich zu hören, und doch lag die Unglückliche vor ihm.

Sie erhob sich, und sahe mit starren Blicken nach dem Gemählde, wie ein Missethäter nach dem Richter, das Wort »Vergebung« erwartend. Nach einigen schauerlich stillen Augenblicken, wer denkt sich Williams Erstaunen! redete sie irre. Er hörte nur Worte, und verstand nicht den Sinn derselben. Ihr stärkster Seufzer: Ah! que je suis

malheureuse! brachte sie wieder etwas zur Besinnung, und drang William so durch die Seele, daß er ängstlich ausrief: »Lassen Sie uns gehen aus dieser Höhle des Schmerzes.« — Jetzt ächzte es laut an seiner Seite.

»Nein,« antwortete die Traurende, »die Todten schlafen sanft, und hier im Grabe ruhet mein Ich.«

Sie sahe wieder nach dem Gemählde, und stand ohne Bewegung. Nur bisweilen klopfte sie an ihre Brust, und zog das gebleichte Haar über das Gesicht.

Es rasselte an der Thür. Der Wind fing sich in den Felsenritzen und zischte grausend. Der Regen stürzte auf die Steine herab, unter welchen die Betenden um Frieden fleheten. Die Elemente selbst schienen in Verzweiflung zu seyn. William zitterte vor dem Tumulte in und außer diesem Grabe.

»Ewiger Richter, erbarme dich!« seufzte die Einsiedlerin, und näherte sich dem Bilde.
»Empfange den Kuß des Friedens und der Mutter Seegen.«

Sie küßte das Gemählde und ging dann zur Thür hinaus. William nahm die Laterne von dem Ruhebette, und folgte ihr.

Als sie in das Wohnzimmer zurück gekommen waren, setzte sich die Frau von Wildenstein auf ihr eisernes Bettgestelle, und rief ihre treue Dienerin. Hannchen kam und empfing die letzten Befehle.

»Mein Kind,« sprach sie, »ich werde vielleicht in dieser Nacht sterben. Wenn meine Tochter etwa aus ihrem Grabe aufstehet: so führe sie in meine Kapelle, und erzähle ihr, daß ich dort für sie betete. Dann bring sie auch in mein Grab, nimm meine Hand und reiche sie ihr. Sag ihr, daß ich dies so befohlen habe. Wenn sie dann weint: so sorge, daß ihre Thränen auf mein Gesicht fallen. Ach! sie werden mir wohlthun, diese Thränen der Verzeihung. Zuletzt gieb ihr mein Testament, worin du das Vermächtniß bist. Gott segne dich.« —

»Die Todten gehen nur in der Auferstehung aus ihren Gräbern,« antwortete das Mädchen, und küßte weinend die Hand ihrer Gebieterin.

»Versprichst du mir nicht meine Bitte zu erfüllen?«

»Ich verspreche es, wie ich es schon oft versprochen habe. Warum sind Sie heute so sehr ängstlich?«

»Der Engel des Todes hat sein Schwert gezückt, möchte er es doch in dieser Nacht auf mich herabfallen lassen!«

Sie drückte des Mädchens Hand, und bat William, sie zu verlassen. Er stand sogleich auf, und wünschte ihr eine ruhige Nacht. Sie dankte ihm mit einem tiefen Seufzer.

Eine Hütte vor dem Fenster war zu Williams Zimmer bestimmt. Sein Lager bestand aus Heu und Veitsbohnenstengeln, mit einem Tuche bedeckt. Er warf sich darauf in seiner feuchten Kleidung, und schlug das Tuch über sich zusammen, aber weder sein physischer noch moralischer Zustand vergönnte ihm die Ruhe, der er bedurfte. Bis ein Uhr hörte er die Einsiedlerin seufzen, dann war sie ruhig. Der Schlaf überwand den Schmerz. Um

drei Uhr betete sie laut, dann rief sie im höchsten Affekt:

„Mutter! Mutter! ich sterbe, wenn Sie mich so „verstoßen! Erhören Sie die Bitte ihrer Toch„ter!! — Deine Bitte erhören . . . Ein starkes „Schluchzen unterbrach diese Worte.“

Eine solche Nacht mag ich nicht wieder erleben, sprach William, als er auf seinem Lager überdachte, was er gesehen und gehört hatte. Solchen Sturm in der Seele, solchen Kampf der Gefühle hier im Felsen, und in der Erde! Wer sahe ihn jemals, und wer erklärt mir dies Geheimniß!

O Menschen, was seyd ihr, wenn ein Wurm an euren Herzen nagt, wenn eure Gefühle unter sich und mit der Vernunft in Streit gerathen! der Friede ist verlohren und wird nie wieder hergestellt. Schrecklich ist es, wenn die Vernunft unter den Gefühlen begraben liegt, aber eben so schrecklich ist es auch, wenn die Gefühle unter der Tyrannei der kalten Vernunft seufzen, und fürchterlich ist in bei-

den Fällen die Wiedervergeltung. Eine reine Harmonie der Vernunft und der Empfindungen erhält die Seele gesund.

Arme Einsiedlerin, deine Krankheit ist unheilbar, denn dein Geist stirbt in sich selbst, durch den Wunsch seiner Vernichtung. Vor deinen Augen schwebt Furcht, und in deinem Herzen brennt Feuer, welches kein sanfter Thau aus der Hand der Hoffnung zu löschen vermag. Die Erinnerung führt dir die Qualen zu, und deine Vernunft und deine Gefühle können nicht über sie hinweg schreiten. Die Vergangenheit verdoppelt ihre Schrecken in der Gegenwart, und die Phantasie stellt dir Bilder auf, deren allgewaltige Farben deine Sinne betäuben, und deiner Seele Schnellkraft rauben. Adelheid, deine Tochter, ist die herrschende Idee deines Geistes, ihr Bildniß ist deine Gottheit? — O, wehe dem Menschen, wenn die herrschende Idee seines Verstandes ein begangener Fehltritt ist!! Sie drängt sich unwillkührlich und allgewaltig an allen Orten auf. Der Galeerensklave zittert, wenn ein nächtlicher Traum ihm seine Unthaten zeigt, der

König auf dem Throne erbebt, wenn unschuldiges Blut seine Hände färbte, und die Einsiedlerin im Felsen knieet vor dem Bildnisse der ermordeten Tochter! — Wo die Unschuld weint, und die Gerechtigkeit seufzt, da schärft das Gewissen seine Stacheln.

O, das böse Gewissen ist ein schreckliches Gefühl in der Brust des Menschen, es tödtet alle Freuden des Lebens, und macht selbst kleine Leiden zu Höllenqualen, es regt sich überall, wo es die Vernunft nicht einmal ahnet. Dieser Richter ist unbestechbar, und muß es seyn, weil er das Salz der Moralität und der Grundstein der moralischen Weltordnung ist. — Menschen, bringt ihn zum Schweigen, diesen Richter, macht euch los von diesem Gefühle, und ihr werdet in einer Welt voll Teufel seyn, wo sich Ehrlichkeit und Treue in List und Verschlagenheit verwandeln. Wenn das Laster begangen ist, und dies Gefühl erwacht, dann tragt ihr die Hölle in eurem Busen, und sucht vergebens die Ruhe, die euch fliehet. — Das Wasser des indischen Meeres löscht nicht das innerlich brennende

Feuer, und die Botany-Bay giebt nicht wieder, was hier verlohren wurde.

»William, du verdammst und hast noch nicht untersucht! Wie, wenn die Einsiedlerin unschuldig leidet, wenn ein ganz anderes Gefühl in ihrem Busen wüthet und das gute Gewissen unterdrückt? Bringt nicht auch Wahn und Phantasie die Wirkung hervor, die du hier bemitleidest? Verschiedene Ursachen haben nicht selten einerlei Folgen. Entschuldige und sey duldend, dies fordert deine Vernunft und dein Gefühl.

So dachte William und vergaß in seinen Gedanken den jungen Mann, der ihm so mystisch vorgekommen war. —

Die Uhr schlug sechsmal. Hannchen brachte Licht, zündete Feuer im Kamine an, schüttelte das Bette auf und sang mit leiser Stimme: »Gott, deine Güte reicht so weit, so weit die Wolken gehen« u. s. w. Die Frau von Wildenstein war nicht im Zimmer. Um sieben Uhr kam sie zurück. William ging aus seiner Hütte, um ihr seinen

Dank zu sagen für das Nachtlager. Als er heraus trat, stand Hannchen vor der Thür und fragte:

Ist die Frau von Wildenstein ruhig gewesen diese Nacht?»

William erzählte ihr, was er gehört hatte, und fügte die Frage hinzu:

»Leidet sie alle Nächte hindurch eben so?»

Hannchen. Ja, so wie Sie es gehört haben. Um sechs Uhr gehet sie in ihre Kapelle und betet. Oft sitzt sie auch dort den ganzen Vormittag unter dem Bilde ihrer Tochter. Sie ist eine gute Frau, nur redet sie fast immer irre und weiß nicht, was sie gesagt hat.

William. Von ihrem Wahnsinne habe ich noch keinen andern Beweis, als den Gedanken, sich hier gleichsam lebendig zu begraben.

Hannchen. Ich habe ihrer leider! mehrere, doch ich dulde und schweige.

William. Ich glaube es, armes Mädchen! Und die Adelheid? Was ist mit ihr vorgegangen?

Hannchen. (Seufzend.) Ich weiß nicht viel davon, und darum rede ich gar nicht davon. Ach die arme Mutter!

William. Man könnte ihr vielleicht helfen, wenn man bestimmt die Ursache ihres Elends wüßte.

Hannchen. Das ist vergebens. Bei ihr ist alles verloren, denn sie hat ja den richtigen Verstand verlohren.

William. Wie lange wohnt sie in diesem Felsen?

Hannchen. Mit ihr leide ich schon zwei Jahre hier.

William. Der Wechsel ihres Schicksals ist traurig. Hat sie noch Vermögen?

Hannchen. Sie selbst hat alles weggegeben was sie hatte, und lebt von den Wohlthaten eines andern. Außer dem Gemählde in der Kapelle hat sie nichts vom Werthe. Wenn sie hungert, so siehet sie es an, und wenn sie dürstet, so trinkt sie auf ihren Knien ihre eigenen Thränen. Ach, lieber Herr! ich leide sehr viel, aber ich dulde alles,

weil ich dem Fräulein versprochen habe, ihre Mutter nicht zu verlassen. Wenn ich bisweilen denke: Du bist eine Närrin, daß du leidest, da du es doch besser haben könntest, und wenn ich dann beschließe, sie zu verlassen, so fühle ich etwas in mir, das es nicht zuläßt. Es kommt mir vor, als sähe ich die gute Adelheid weinend in die Thür treten, wie sie in jener Nacht zu mir kam. Es schlug gerade zwölfmal auf dem Thorthurme, und Martin stieß in sein Horn, wie Sie es in dieser Nacht werden gehört haben. Er ist uns hierher gefolgt, und läßt sich die Wache nicht nehmen. Ach hätte er nur damals besser — — — Doch ich muß nun gehen und meine Frau ankleiden, sie erwartet die Fürstin.

William. Einen solchen vornehmen Besuch erwartet sie?

Hannchen. Sie glaubt dies nur, und sitzt oft eine ganze Stunde und harrt vergeblich, dann muß ich sie wieder auskleiden, das heißt, ich ziehe ihr dieselben Kleider aus und wieder an. Dann

liest sie in einem Buche, oder gehet zu dem jungen Herrn, der in der Grotte neben der Kapelle wohnt, und wenn dieser nicht hier ist — er kommt nur alle Woche einmal geritten – so arbeitet sie in dem kleinen Garten. Ihr Tisch ist ärmlich, wie Sie es bei einer Einsiedlerin erwarten können. Milch und schwarzes Brod genügt ihr. Bisweilen schreibt sie mehrere Stunden hinter einander, aber sie zerreißt auch wieder, was sie schrieb.

William hörte dies alles mit gespannter Aufmerksamkeit an. Indeß erkärte es ihm doch weiter nichts, als das Rasseln mit den Ketten und das Seufzen neben der Kapelle, welches am vorigen Abende seine Neugier so sehr gereizt hatte. Adelheid schwebte ihm stets in Gedanken, und mit einer ungeduldigen Heftigkeit fragte er: »Wo ist Adelheid? Lebt sie noch?«

Das Mädchen antwortete mit einem tiefen Seufzer: »Sie ist todt für uns.«

William. Ruhet sie hier im Felsen?

Hannchen. Ja und nein, wie Sie es nehmen wollen; ich darf davon nicht reden.

Jetzt rief die Einsiedlerin und das Mädchen ging, um erst den Thee zu bereiten. William stand noch eine Weile und suchte in dem Reiche der Möglichkeiten Aufschlüsse, die zu finden ihm nicht vergönnt waren. In seiner Seele herrschten eine Menge gemischter Empfindungen; das Mitleid war die stärkste. Helfen wollen und nicht helfen können, ist ein herber Schmerz für fühlende Herzen. »Findet »das Unglück,« sagte er, indem er auf und ab ging, »unter den Menschen keine Theilnahme, daß es sich »in Felsen schleichen und sogar seine Spur verbergen muß? Dann muß man sie alle für unglücklich oder für Barbaren halten. Wenn die Reichen den Armen, die Gesunden den Kranken verstoßen und sich dem Anblicke entziehen, sind sie »dann glücklicher? — Die Erfahrung gibt Widersprüche und die Lebensart der Sterblichen zweideutige Beweise. — Wo keine Unglücklichen sind, »da sind auch keine Glücklichen, und in einer Welt »ohne Leiden möcht' ich nicht leben; in ihnen keimen die schönsten Freuden auf. — — Arme »Sterbliche! hadert nicht mit euren Schicksalen, »sucht sie nicht dem Himmel zu entziehen und sie

»von euren Launen abhängig zu machen, ihr Faden »hängt fest in der Hand der alles beglückenden »Liebe.»

Unbelohnte Neugier stürzt tiefer in den Mißmuth, je edler und uneigennütziger sie war. Auch William erfuhr dies. Wie ist mir? sagte er, alle meine Empfindungen sind aufgeschreckt; noch nie war ich in einer solchen Stimmung. —

Um Williams Seelenverstimmung zu erklären, erlauben wir uns hier eine Bemerkung, die unsern Lesern nicht unangenehm seyn wird.

Es giebt zwei Arten von Menschen, in deren Gesellschaft man sogleich ganz verstimmt wird. Die Egoisten und Selbstsüchtigen machen die erste, und die gar zu Unglücklichen die zweite Art aus. Bei den erstern fühlt man sich zu tief erniedrigt, und bei den letztern stehet man zu hoch. Die daraus entstehenden Empfindungen sind von ganz verschiedener Art. In dem ersten Falle gehet der Mißmuth in Unwillen, und hier das Mitleid in ein hülflos wehmüthiges Bedauren über. Dort

wird uns mit Gewalt ein fremdes Gefühl, nemlich das Gefühl eigener Unwürdigkeit aufgedrungen, welches mit dem sichern Bewußtseyn unsers eigenen Werths in Streit geräth. Hier schleicht sich von selbst das Gefühl eigener Erhabenheit und zu großer Vorzüge herbei, und erinnert zugleich stark an die Menschlichkeit und Veränderung der Dinge. In beiden Fällen fehlen die wohlthuenden sympathetischen Analogien; die Delikatesse und die feine Harmonie der Empfindungen wird kompromittirt. Der Maaßstab, mit welchen wir uns von den Egoisten messen lassen müssen, ist zu sehr verschieden von dem, mit welchem wir uns selbst zu messen pflegen. Wir werden zu stark an die Pflicht der Selbstverleugnung erinnert. Eben so giebt das Verhältniß, in welchem wir uns zu dem sehr Unglücklichen befinden, unangenehme Gefühle. Das Mitleid wird schmerzhaft, wenn die Hülfe unmöglich ist, und ein edler Mensch weint dann über sich und den Unglücklichen zugleich. —

Solche Empfindungen herrschten in Williams Seele, er stand unter dem freien Himmel, hob sein

nasses Auge empor und dachte den Urquell der Erbarmung und Hülfe. — Hannchen störte ihn in seinen melancholischen Gedanken, indem sie ihn bat, jetzt in das Zimmer zu treten. Das Frühstück bestand aus Melissenthee, Ziegenmilch und Brod.

»Haben Sie nicht einen Freund, nicht einen Verwandten in der Welt, sprach er zu der Einsiedlerin, als er sich gesetzt hatte, der den Muth hätte, sich Ihnen in dieser Einsamkeit ganz zu widmen? Das größte Labsal kranker Herzen ist die Theilnahme eines Freundes.»

Sie schwieg und sahe auf die Erde. Nach einigen Minuten trat der junge Mann ins Zimmer.

»Komm, mein Sohn, setze dich zu mir,» rief sie ihm entgegen. Er küßte ihr die Hand und setzte sich auf das eiserne Bettgestelle.

»Ich habe geträumt, fuhr sie fort, daß der Ewige die großen Geister richte und den Kleinen ihre Kleinheit verzeihe. Was meinst du, mein Sohn?»

»Er wägt alles auf gerechter Waage, und das Gewicht, nach welchem er wägt, ist Gerechtigkeit und Güte.»

Die Unterhaltung war abgebrochen und ängstlich. William war froh, als die Uhr neunmal schlug. Hannchen wurde gerufen, um das Theezeug wegzutragen. Die Frau von Wildenstein setzte sich in den Stand, die Fürstin und ihre Tochter zu empfangen. — Der Nachtwächter erschien und erhielt zu den Arbeiten des Tages die Befehle, die er sich selbst erklären mußte.

Als der hohe Besuch ausblieb, schien es ihr gleichgültig zu seyn. »Adelheid, sagte sie, fürchtet ihre Mutter und darum kommt sie nicht. Aber Amand! wo bleibt er?« — —

Hannchen wollte nun ihre Gebieterin auskleiden und die beiden jungen Männer mußten sich entfernen.

»In den Ideen dieser Frau herrscht eine höchst heterogene Mischung,» sagte William, als sie draußen waren.

»Nicht so heterogen, als Sie glauben, antwortete der andere, ihre Ideen sind sehr nahe verwandt.»

»Ihr ganzes Gedankensystem drehet sich auf einem Punkte, und wenn dieser nur entfernt berührt wird: so erwacht ein Gefühl, welches die Vernunft und alle andere Gefühle unterdrückt.»

»Dies ist natürlich, denn unser Denken ist nichts anders, als eine Verbindung unserer Ideen. Die stärkste, die am meisten in unsere Empfindungen eingeflossen ist, gibt den Ton an, der die andern überstimmt.»

»So scheint mir die Natur eine fürchterliche Rache an einer ehemaligen Verächterin zu nehmen.»

»Wohl wahr, sie ist von der Modekrankheit, woran die Welt jetzt kränkelt, der kalten Vernunft ohne Gefühl, geheilt, und nur darum geheilt, wie es scheint, um in eine andere eben so gefährliche zu fallen.»

Nach einer kurzen Pause, in welcher William nachdenkend stand, fuhr er fort:

»Sollte sie nicht durch den sanften Balsam einer vertrauten Freundschaft geheilt werden können?«

»Freundschaft, sagen Sie? Ist diese Blume gedeihlich in dem Boden der Egoisten? Ach! wie wohl eine freundschaftliche Vertraulichkeit dem Herzen thut, fühlt man erst ganz, wenn dies Bedürfniß eines fühlenden Herzens nicht befriedigt werden kann. Die feinen Ergießungen der Empfindungen, das theilnehmende Mitgefühl, das unbemerkt den Freund in eine andere Sphäre versetzt, ist jetzt in der Welt voll Selbstsüchtiger ziemlich fremd. Man lebt nur sich selbst, oder man glaubt nach Grundsätzen, denen man wohl gar eine Allgemeinheit wünscht, sich selbst leben zu müssen. Dieser Egoismus, so abgeschmackt er ist, rechtfertigt seine Kabalen und Intriguen. Adelheid! Adelheid! Du bist das Opfer geworden!! —

Der junge Mann seufzte. William schwieg, weil er ihm zu weit zu gehen schien, und eine Widerlegung eben nicht dienlich war.

»Die Eitelkeit und der weibliche Stolz, fuhr jener fort, saugen auch aus schönen Blumen Gift,

welches am Ende ihre eigenen Werkzeuge zerstört. Eitelkeit und Stolz, die ärgsten Feinde des Weibes, nehmen oft eine sonderbare Richtung; sie werden Tyrannen, wenn sie in dem Herzen der Mutter herrschen und über den häuslichen Kreis hinausschreiten; sie werden Teufel, wenn ihnen die Kinder zu Gegenständen dienen müssen.»

»Die Frau von Wildenstein wurde eine Egoistin durch die Philosophen des Tages. Sie war stolz auf ihren Rang, aber noch stolzer auf ihren Verstand und auf ihre Tochter. Sie hatte ihr bei gesunder Vernunft und reinem Muttergefühl ein Versprechen gethan, und hielt hernach, in sublimirter Ekstase, die Erfüllung dieses Versprecheus für Schwäche und ihrer eigenen Freiheit nachtheilig. Mag ihr Gott diese Weisheit verzeihen, sie war menschliche Thorheit.

Die Einsiedlerin hatte unterdeß ihre Toilette gemacht, und wünschte den Fremden noch einmal zu sprechen. William trat wieder in das Zimmer.

»Nach langen Verirrungen habe ich Ruhe gefunden in diesem Pallaste der Natur,« sagte sie, »wollen Sie ihn nicht besehen, ehe Sie mich verlassen? — Der Sturm ist vorüber, die Wolken sind zertheilt.« —

William machte eine bejahende Verbeugung, und dachte in seinem Herzen: »Wenn du dir selbst entfliehen könntest, dann würdest du freilich Ruhe finden, aber wer betrügt den Feind im Busen? Man entfliehet dem Bisse der Schlange, und wirft sich dem Löwen in den Rachen, und das Ohr, welches das Zischen nicht ertragen konnte, muß sich an das Brüllen gewöhnen. In dir ist der Sturm noch nicht vorüber.

Als sie aus dem Zimmer gegangen waren, fragte die Einsiedlerin ihren Begleiter: »Wissen Sie meinen Namen?«

»Ja! Frau von Wildenstein.«

»Diesen Namen führe ich und meine Familie wegen einer Adoption, mein Mann hieß sonst S . . . m.«

Dies interessirte William wenig, weit mehr zog die äußere Einrichtung der Einsiedelei seine Aufmerksamkeit auf sich. Er überschauete die Anlagen des kleinen Gartens, stieg dann weiter hinauf zu den Wohnungen der Jungfer und des Wächters. Neben denselben, dicht an der Kapelle, auf der linken Seite, war noch eine verschlossene Grotte, welche die Einsiedlerin nicht öffnete. William sahe im Vorbeigehen durch ein kleines viereckiges Loch in der Thür einen »Sarg« im Hintergrunde stehen. Ein kalter Schauder ergriff ihn. Die Einsiedlerin kehrte das Gesicht weg, und eilte des Wächters Höhle aufzuschließen. —

Als William in dies Felsenloch trat, flossen ihm Thränen über die Wangen. »Hier wohnen Menschen,« rief er aus, »wo man nur Eulen und wilde Thiere, oder ihnen ähnliche Räuber in Menschengestalten suchen sollte! Menschen, die warmes Gefühl der Liebe, der Anhänglichkeit und Dankbarkeit im Busen tragen! die bei den Leiden einer Unglücklichen Thränen weinen und ihre Leiden theilen! Menschen ohne Bildung! was sind diese hier werth!

Martin und Hannchen, ich bewundere, ich verehre euch. Wie mächtig wirkt die Natur durch ihre Gefühle, wenn sie nicht durch kalte Vernunft erstickt werden! Ihr guten Menschen, würdet ihr hier wohnen, hier euch lebendig begraben, wenn ihr aus den Schulen unserer Philosophen gegangen wäret? Eure Schule war die Natur, und euer Lehrer ein unverdorbenes Gefühl, darum seyd ihr so treu, so mitleidig, so edel! — O möchte doch unser jetziges Decennium mit schönen Farben in der Geschichte der Menschheit gemahlt werden können! Möchte doch das moralische Gefühl in seine Rechte wieder eingesetzt werden, aus welchen es die kalte Spekulation vertrieben hat! Möchten doch die Mißverhältnisse in dem Menschen mehr verschwinden, und eine reinere Harmonie der moralischen und physischen Kräfte eine höhere Glückseligkeit herbei führen, wie sie ein Wesen fassen kann, welches zwischen Thier und Engel in der Mitte stehet.«

Die Frau von Wildenstein vernahm etwas von der mißmüthigen Stimmung Williams in der Höhle, und schien sich nicht bloß über seine Theilnahme zu

freuen, sondern auch zu fühlen, wie viel ihre Diener für sie aufopferten. In ihrer Seele ging etwas wichtiges vor, denn William sahe Thränen in ihren Augen zittern.

Sie kamen nun zu einer Höhle, deren Eingang zwei Bretter verschlossen. »Hier wohnte ich,« sagte sie, »ehe mein Zimmer fertig war. Jetzt ist dies meine Vorrathskammer.« William schob die Bretter zur Seite, fühlte aber in sich einen Abscheu in dies Loch zu steigen.

Nicht weit hiervon war eine Terrasse, das heißt, ein Felsen, welchen Martin geebnet und mit Erde bedeckt hatte. Um dieselbe herum hingen an jungen Weinstöcken noch volle Trauben. Die schönste Aussicht bezauberte das Auge, und füllte das Herz mit Empfindungen der Ruhe und Anspruchlosigkeit, die in dem Weltgetümmel, in welches man hier herabzusehen glaubt, fremd sind. Nur allein gegen den Nordwind gesichert stehet man hier isolirt, und fühlt sich erhaben über alles, was auf der Erde lebt, man ist dem Himmel näher in seinen Ge-

danken, und begreift mehr als uns dort unten zu begreifen vergönnt wird. Es scheint, als stiege hier der entfesselte Geist im freiern Fluge zu den Sternen auf, wenn er die Elemente gleichsam vorbeirollen siehet, und mit Erstaunen auf sich zurück blickt, und dann wieder horchend nach den Harmonien der Sphären lauscht. Erhaben und prächtig ragt dieser Felsen in die Wolken; an seinen Füßen schlängelt sich der Fluß in reizenden Thälern halb von hohen Buchen beschattet. Man verliehrt sich in dem Wahne, als sey die Gottheit hier näher; reinere Empfindungen der Liebe dringen durch die Adern bei dem Anblicke dieser reizenden Bilder, wozu der majestätische Pinsel in Weisheit und Güte getunkt war.

Gerade vor dieser Terrasse, auf der Mittagsseite, steigt eine alte Burg über dichte Wälder empor, und gewährt einen romantisch schönen Anblick. Es war dieselbe, aus welcher William am vorigen Abende das Licht gesehen hatte. Der Gedanke an die graue Vorzeit schlich sich unvermerkt in seine Brust, und hätte ihn gewiß zu süßen Schwärmereien

eingeweihet, wenn die Einsiedlerin ihn nicht zu ernsthaft beschäftigt hätte. »Welch ein Kontrast herrscht hier!« sprach er zu sich selbst; »dort sind Höhlen und Gräber, und Särge, und hier fließt Himmel und Erde in eins! dort wohnt Verzweifelung, die Herzen zerfließen in Trauer, und hier öfnet sich ein Elysium, wo himmlische Ruhe und Vergessenheit der Sorgen die dürren Herzen bethauen! Dort versinkt das Herz in tiefe Melancholie, und hier schwärmt es in religiösen Gefühlen! — Wenn der Mensch seit Jahrtausenden diese Empfindungen verlohren hätte, er würde sie hier wieder finden.«

Wer es empfunden hat, wie mächtig die Gegenstände der Natur auf den menschlichen Geist wirken, der wird William verstehen. Das Mitleid und die Liebe, die Offenheit und die Vertraulichkeit finden hier eine Analogie in belebten und leblosen Werken der Schöpfung. Das Laster findet die Phantasie im Abgrunde, und die Tugend auf dem romantisch emporsteigenden Berge, im Sturm sucht sie die Leidenschaften, und bei dem milden und sanften Schimmer des Mondes begegnet ihr im

ruhigen Thale das Bild des Friedens. – William dachte nach über den wunderbaren Zusammenhang der physischen und moralischen Weltordnung, und suchte seiner Einsiedlerin Standpunkt hier aufzufinden.

»Dies ist mein Lieblingssitz, unterbrach sie ihn, ich nenne ihn Adelheidensruhe.« –

»Adelheidensruhe!« sagte William leise. »Wo mag sie ruhen, wo ihr müdes Herz Erquickung finden? Wer tröstet sie, wenn sie leidet, wer trocknet ihr die Thränen, wenn sie weint? Wer giebt ihr täuschend seine Empfindungen, wenn ihr Herz leer ist, wer schließt den Frieden, wenn der Sturm in ihre Seele dringt? – Wohl dir, Adelheid! wenn du ausgelitten hast und zur ewigen Ruhe eingegangen bist! Dort über den Wolken fließen keine Thränen, dort tobt keine Leidenschaft mehr im Busen, dort, wohin alle Menschen mit ihren Wünschen und Hoffnungen steigen, und auf der Grenze der Endlichkeit ruhen, dort werden sich die Mutter und die Tochter wiederfinden, und ewig ruhen. – O!

dies Gefühl, diese Vorempfindung wiegt tausend Zweifel der Vernunft auf; sie ist auch aus der Hand des Ewigen in die Herzen der Sterblichen geflossen, und knüpft sie unauflöslich an ihn. Wer dieses Band zerreißen könnte, müßte der Allmächtige selbst seyn, und wenn er es wollte: so würde er nicht die Liebe genannt werden. — Diese Vorempfindung klärt auf, und beruhigt, wo die Vernunft verwirrt, sie hofft gewiß, wo diese nur wünscht.

In diesen Gedanken vertieft, fragte William, und wußte selbst nicht, warum:

»Der Bewohner jener Burg führt wohl ein sehr »glückliches Leben?«

»Das führt er nicht,« antwortete die Einsiedlerin. »Der jetzige Besitzer ist ein vortrefflicher junger Mann, aber er büßt für seine, und ach! auch für meine Thorheiten.« —

Sie kehrte seufzend das Gesicht zur Seite, und starrte mit finsterm Blicke nach einer Nische im Felsen. William schienen ihre Worte von tiefer Bedeutung. — Sie gingen jetzt auf die Nische zu.

»Dies ist meine Grabstelle,« sagte die Betrübte, »hier will ich ruhen, und vergessen, was ich that, »und was ich litt.« —

William war im Begriff, in dies steinerne Grab zu gehen, als er den jungen Herrn, den Kopf in der Hand auf das Knie gestützt, im Hintergrunde sitzen sahe. Die Einsiedlerin schien dies nicht zu befremden, indeß kehrte sie sich um und ging nach ihrer Zelle zurück.

Der junge Mann wollte stillschweigend aus dem Grabe gehen, aber William hielt ihn zurück und bat um seine Gesellschaft. Er blieb. William besahe nun den Ort, wo der Thränenquell bald versiegen sollte. Oben an der Decke las er die Worte: »per ardua ad astra» — über das Steile und Schwere zu den Sternen hin — sahe sich um und wiederholte mit einem Seufzer: »Ja wohl, per ardua ad astra!»

»Das ist ja aller Menschen Loos, erwiederte der junge Mann, der eine glaubt es, der andere nicht. Ich bin überzeugt davon, und darum wähl-

te ich diese Inschrift. Damit Sie mich nicht für einen Schwärmer oder Vernunftkranken, oder für glücklich oder unglücklich halten, so muß ich Ihnen sagen, daß ich nichts von diesem bin. Erklären Sie sich die Apathie der alten Philosophen etwas anders als gewöhnlich, und Sie haben mich ganz. — Ich heiße jetzt von Wildenstein, und bin, wie Sie schon gehört haben, ein sehr naher Verwandter dieser unglücklichen Einsiedlerin und ihrer Leiden, und darum halte ich mich oft hier auf. Jene Burg ist meine Wohnung.»

Diese Aeußerungen, verglichen mit den vorigen der Einsiedlerin, bestätigten Williams Meinung, daß er der Sohn der Unglücklichen sey, der für die Thorheiten seiner Mutter büßen müsse.

Auf der linken Seite dieses Grabes war eine Treppe in den Felsen gehauen. Sie stiegen hinauf und standen nun gerade über dem Grabe.

»Diesen Ort nennt die Mutter Adelheidsaussichten,« sagte der Herr von Wildenstein, und trocknete Thränen von den Wangen.

»Arme Adelheid!« seufzte William, »nur auf die Ueberreste deiner Mutter sind dir schöne Aussichten gebauet!! Ach! daß für das Unglück über Gräber hin nur reizende Gefilde sich zeigen! Frommes, tief betrauertes Mädchen, wo weilst du, daß du nicht die Gebete der Mutter hörst, welche sie hier, den Engeln nahe, zum Ewigen für dich aufschickt! Auf ihrem eigenen Grabe nennt sie seufzend deinen Namen! Steig herauf aus deinem Sarge und trockne ihre Thränen. — Unglückliche Mutter!!

»Unglücklicher Karl!« seufzte Wildenstein.

»Nec aspera terrent,« diese in Stein gegrabenen Worte drangen wie ein Lichtstrahl in Williams Augen. »Gut,« sagte er entschlossen, »auch das Rauhe soll mich nicht schrecken.«

»Dies war mein Wahlspruch,« antwortete Karl, und sahe ihn mitleidig an, »ich grub ihn vor zwei Jahren in diesen Felsen.»

William fühlte eine heftige Bewegung in seiner Brust. Die Aussichten der Tochter auf dem

Grabe der Mutter, alles, was er gesehen und gehört hatte, durchkreuzte sich, und der Gedanke, zu helfen, verdunkelte jetzt alle übrigen. Die Größe des Mitleids macht uns oft vergessen, wo und wie wir helfen wollen. William vergaß sogar den Sarg im Felsen, worin Adelheid schlafen konnte.

»Erzählen Sie mir,« sagte er, »Adelheidens Geschichte, ich will, ich muß helfen.«

»Ihre Gesinnung,« erwiederte Wildenstein, »macht Ihnen und der Menschheit Ehre, an welcher ich beinahe verzweifelte. Noch haben Ihnen die kalten Menschen das menschliche Gefühl nicht geraubt. Indeß wo wollen Sie helfen und wie wollen Sie helfen? Was mir bei dem höchsten Interesse mißlungen ist, wird Ihnen das bei geringerm gelingen? Oder können Sie Todte wieder in das Leben rufen? — Doch kommen Sie zu meinem Lieblingssitze, ich will Ihnen Adelheidens Geschichte erzählen.«

Sie stiegen zu dem Fuße des Felsen herab. An einem rauschenden Wasserfalle bildeten schauerliche Buchen einen halben Zirkel. In der Mitte stand

eine Urne mit der Inschrift: »Adelheid.« Ihr gegenüber war »Adelheid« in eine Buche eingegraben. Unter diesen Baum setzten sie sich. Vor ihnen stürzte der Fluß in einen tiefen Abgrund herab.

»Da liegen meine Hoffnungen,« seufzte Wildenstein und zeigte auf die Tiefe. Dies Kenotaphium umschließt meine Wünsche. Verzeihen Sie mir, wenn der Schmerz meine Erzählung unterbrechen wird. Adelheid von Wildenstein ist mir sehr nahe verwandt.« — —

William saß in gespannter Erwartung und sahe wechselsweise nach dem Abgrunde und nach dem Gesichte des jungen Mannes, in dessen Augen Thränen zitterten.

»Erschrecken Sie nicht vor dem Gemählde,« sprach dieser, »welches ich Ihnen entwerfen werde, und schenken Sie dem Original Ihr Mitleid. Sie werden eine Tochter sehen, welche die Mutter selbst unglücklich machte; Sie werden die Tugend mit

dem Laster, die Unschuld mit der Bosheit im Kampfe erblicken und die Stärke der Liebe in der Verzweiflung bewundern.»

Jetzt zu Adelheidens Geschichte.

Adelheid wurde von der frühesten Kindheit an mit einem Knaben erzogen und von einem Lehrer gebildet, der ein Mann von gesundem Verstande, von richtigem Gefühle und reinem Herzen war, der es sich ernstlich angelegen seyn ließ, alle in seinen Zöglingen schlafenden Kräfte zu wecken, auszubilden, und sie nach gewissen Gesetzen von einander abhängig zu machen.

Strahlenberg, so hieß der Lehrer, hatte sich den Satz aufgestellt: »daß man bei der Bil-»dung des Menschen, als einem physischen und mo-»ralischen Wesen, nicht zuerst mit dem letztern an-»fangen, sondern die von der Natur und Körper »zunächst abhängenden Kräfte der Seele am frühe-»sten entwickeln müsse, weil die höhere Moralität

„nur auf ein reines und hohes Gefühl, auf Rich-
„tigkeit und Schnelligkeit der Empfindungen ge-
„bauet werden könnte.“

Es zeigte sich bald, daß sein Grundsatz richtig war, wenigstens bei seinen Zöglingen. Der Verstand der Kinder wurde unbemerkt mit dem moralischen Gefühle gebildet, und die Erzählung einer moralisch guten Handlung sprach immer eher an dies Gefühl an, als der Verstand das eigentlich Gute unterscheiden und beurtheilen konnte. Eine gewisse Delikatesse, ähnlich der moralischen Delikatesse erwachsener Menschen, leitete ihre Handlungen, ihre Reden und Spiele. Das Gefühl entschied schon, wo der Verstand noch nichts begriff. Die Zöglinge gefielen, wo sie erschienen, und nie ist wohl in den Seelen zweier Kinder eine größere Uebereinstimmung, eine bessere Harmonie der Empfindungen gewesen, als in den Seelen dieser Kinder. Adelheidens Wille ging aus Karls Seele, und Karls Thränen näßten auch Adelheidens Wangen.

Damit das Gefühl, welches als Quelle unserer Handlungen so sehr trügerisch ist, nicht über die Grenzen ausgedehnt würde, sondern nur Erwekkungsmittel, und in Kollisionsfällen Entscheidungsmittel bliebe, sorgte Strahlenberg für die allmählige Ausbildung der Vernunft und für den nöthigen Einklang dieser beiden Hauptkräfte der menschlichen Seele. Das Gute, sagte er, will nicht bloß gefühlt, sondern auch erkannt werden, es muß aber wiederum auch nicht bloß erkannt, sondern mitgefühlt werden, wenn sich der Wille des Menschen darnach bestimmen soll.

So verstrichen mehrere Jahre in der glücklichsten Eintracht, und die Kinder waren sich unzertrennlich geworden, als ihr Lehrer sie verließ und mit dem Prinzen von N... auf Reisen ging. Der Abschied war bitter, und seitdem haben sie nichts wieder von ihrem geliebten Strahlenberg gehört.

Adelheid bekam nun eine Hofmeisterin aus der Schweiz, und Karl einen andern Hofmeister. Hubert, so hieß der junge Mann, war ganz das Ge-

gentheil von Strahlenberg. Ohne Festigkeit eines eigenthümlichen Charakters war er das Spiel einer eiteln Ehrbegierde, der er alles aufopferte, selbst seine Grundsätze und die Ruhe und das Glück anderer. Er liebte die Intriguen, weil er hier das Uebergewicht seines Verstandes zeigen zu können glaubte; Widerspruch von andern erbitterte seinen beleidigten Stolz, und gefälliges Nachgeben erhöhete seine Arroganz. Er war gebieterisch gegen die, über welche er erhaben war, und kriechend gegen die, von welchen er ein Amt zu erlangen hoffte. Niederträchtigkeit galt ihm oft für Bescheidenheit, und Arroganz für das richtige Gefühl eigner Würde. Kurz, seinem Verstande fehlte das Ebenmaaß, seinem Herzen Gefühl und Mäßigung, seinen Handlungen oft Redlichkeit, seinem Ehrgeize ein stärkerer Zügel, seinem Betragen Klugheit, seinen Sitten Feinheit und seiner Seele Festigkeit.

Dies sind in wenigen Worten die Grundzüge des Charakters eines Mannes, der sich einen Philosophen nannte, wenigstens gab er sich die Mühe, ein spekulativer Philosoph zu scheinen, von der Art,

wie sie uns jetzt die Universitäten zu Dutzenden liefern, die in ihre scholastische Terminologie keinen Sinn zu bringen wissen, weil sie dieselben nur auswendig gelernt haben, die mit ihrer Vernunft und Gefühl brouillirt sind. Ich zeichne diesen Mann hier so genau, weil er in Adelheidens Geschichte eine wichtige Rolle spielte.

Hubert stellte nach den Regeln der Pädagogik lauter Prinzipien der reinen Vernunft auf, und darnach sollte eine praktische Vernunft in den Zöglingen erschaffen werden. Wie wenig er die Menschennatur kannte, bewies die Nichthaltbarkeit seiner Grundsätze. Er stieß die Erfahrung von sich, die eigentlich den Menschen bildet, und diese rächte sich dafür, aber leider! nicht an ihm, sondern an den Unschuldigen. Die Gefühlskinder mit den besten Verstandesanlagen verstanden ihn nicht, und konnten unmöglich ihre kleine Vernunft in die Formen zwingen, die er ihnen vorzeichnete.

Die Bildung, und der bisherige Unterricht war faßlich, weil er auf Kinder und Menschen be-

rechnet war, der jetzige war unverständlich, weil er den Menschen aus der Acht ließ. Niemand hat weniger mit den Grundsätzen der reinen Vernunft zu thun, als die Kinder, wenigstens mit solchen, wie sie Hubert vortrug.

Wenn er seinen Zweck bei den Kindern nicht erreichte, so erreichte er ihn nur zu gut bei der Mutter. Dies war eine von den Frauen, die den Mangel feiner Gefühle durch die Größe ihres Verstandes zu verbergen suchen. Ihre natürliche Eitelkeit verleitete sie zu der Sucht, glänzen zu wollen, und in der Bildung ihrer Tochter suchte sie ein Opfer für ihren Stolz. Adelheid sollte nicht bloß das Muster weiblicher Vollkommenheit werden — dies wurde sie, aber nicht durch Hubert und die Mutter — sondern sie sollte auch eine glänzende Rolle in der Welt spielen, wozu sie keine Neigung fühlte. — Ach! wie oft werden die Neigungen der Kinder den Thorheiten der Aeltern aufgeopfert. — Diesen Stolz und diese Eitelkeit abgerechnet, war die Frau von Wildenstein eine vortreffliche Mutter. Sie liebte ihre Tochter über alles,

aber dies war bei ihrem Hauptfehler Adelheidens Unglück, denn die kleinste Widersetzlichkeit sahe sie als eine Beleidigung an, und ihr beleidigter Stolz verwandelte sich in störrigen Eigensinn, der nichts als Erfüllung ihres Willens forderte. Sie glaubte dazu immer ein Recht zu haben, wegen ihres vielen Verstandes, und wegen ihrer großen Liebe zu ihrer Tochter. Dies ist eine Krankheit, woran tausend Mütter kränkeln, und die Heilung dieses Uebels in dem unbedingten Gehorsam der Kinder suchen. Sie fordern Rechte, wo sie nur Pflichten haben, und üben Gewalt, wo sie nur bitten sollen, vermischen ihren stolzen Eigensinn mit dem Glück der Kinder, und sollten doch jenen diesem aufopfern.

In diesen wenigen Grundzügen liegt das Gemählde von Adelheidens Unglück. Unbedingten Gehorsam konnte sie nicht leisten, weil ihr Gefühl widersprach, und die Vernunft diesen Widerspruch rechtfertigte. —

Hubert hatte den Charakter der Frau von Wildenstein erforscht, und suchte sich in ihrer Gunst

festzusetzen, durch seine Grundsätze, die dem Egoismus so gefällig schmeicheln. Er war einer von denen Menschen, die durch ihre Afterphilosophie viel Unheil in der Welt stiften. Doch davon hernach.

Vorzüglich legte es Hubert darauf an, seinen Zögling Karl zum Philosophen für transcendentale Regionen zu bilden, allein der sechszehnjährige Jüngling hatte die Philosophie für die Welt und für das Herz schon so lieb gewonnen, daß des Lehrers Mühe nur halb belohnt werden konnte. Karl behielt in seinen Handlungen die Grundsätze Strahlenbergs, und in seinem Kopfe die von Hubert. Kurz, der Jüngling war in seinem achtzehnten Jahre ein völliger Eklektiker, und nach der Meinung aller, die ihn kannten, äußerst liebenswürdig. Auch vermied er glücklich die Klippen, an welchen die jungen spekulativen Köpfe scheitern, und nur den Egoisten oder Skeptiker aus dem Schiffbruche retten, die dann alles verwerfen, was sie nicht erfanden, alles tadeln, was sie nicht thun, die andern Menschen nichts, und doch selbst alles seyn wollen, die sich bemühen, die öffentliche Meinung zu regieren,

sich aber nie derselben unterwerfen. Karl war ein Mensch, wie ein Jüngling seyn muß, bescheiden, gefällig, mitleidig; er machte keinen anmaßenden Gebrauch von seinen bessern Einsichten, wenn er sahe, daß man sie nicht verlangte. Sein Herz schlug warm bei den Leiden seiner Brüder und Schwestern, und hoher Enthusiasmus entflammte seine Brust, wenn Menschenwohl zu befördern war. Seine Vernunft und seine Gefühle waren in dem Einklange, wie er in der Seele guter Menschen tönt. Ach! hätte ihn doch nicht ein schweres Leiden in den Abgrund gestürzt!!

William erschrak heftig, indem Wildenstein mit der Hand eine Bewegung machte, die auf den Abgrund vor ihm deutete. »Wie! rief er, ein Philosoph hat sich der Welt entzogen?«

»Nein! der Mensch hat sich den Menschen entzogen, um ihnen den Philosophen zu geben.«

»Auch der Mensch muß sich nicht den Menschen entziehen. Was hilft die Philosophie, wenn sie uns nicht lehrt uns über den Menschen selbst

wegzusetzen? Was helfen alle ihre Grundsätze und dadurch entwickelte Kräfte, wenn die Menschen keinen Gewinn davon haben? — Sehen Sie, daß die Religion immer die beste Philosophie des Lebens bleibt?«

»Hieran habe ich nie gezweifelt,« antwortete Wildenstein, »und werde es jetzt am wenigsten thun, denn ein krankes Herz sucht gern eine himmlische Medizin. Indeß leistet doch die wahre Philosophie auch alles, was man von ihr erwartet, ob es gleich die Philosophen nicht leisten, die sich immer noch Charaden und Logogriphen aufgeben, und bald so, bald anders rathen und auflösen. Der Philosoph schweigt, wenn sich in ihm der stärkere Mensch empört, und geformte Vernunftschlüsse liegen kraftlos unter der Empirie und dem allgewaltigen Gefühl. — Wenn die Menschen den Menschen verleugnen, so muß ihn der Philosoph retten. Dies hat Karl gethan; er hat sich der Welt entzogen, um sie besser zu überschauen. — Doch hören Sie Adelheidens Geschichte.«

Karl nahm Abschied von seiner zwölfjährigen Adelheid, wie ein Bruder von seiner Schwester, und bezog die Universität. Hubert sollte noch einige Jahre die Erziehung des bescheidenen Mädchens mit der Hofmeisterin gemeinschaftlich besorgen, und dann mit einer Pension oder einem Amte abgehen. Daß Adelheid in dieser Verbindung ihre Weiblichkeit nicht verlohr, und eine philosophische Modekrämerin wurde, wie es deren jetzt viele giebt, verdankte sie ihrem guten Schutzengel und der Demoiselle Sincére. Diese war ein kluges und interessantes Mädchen, von etwa dreißig Jahren, und frei von allen Fehlern, denen Mädchen in diesen Jahren unterworfen zu seyn pflegen, wenn vernachläßigte Bildung mit vielen vereitelten Wünschen ihren Gift in den Charakter gießen. Sie gehörte zu den guten Seelen, die ganz Prätensions-leer in diesen Jahren unsere Hochachtung erwecken, die die höhere Liebe, welche wir Freundschaft nennen, erzeugt. Adelheid hing mit ganzer Seele an ihrer geliebten Sincére, und betrübte sie nicht ein einzigesmal.

Wenn Hubert forderte, daß Adelheid nach seinen Grundsätzen handeln sollte; so machte Sincére Einwendungen, und behauptete: ein Mädchen müsse nach ganz andern Grundsätzen in vielen Dingen handeln, als ein Jüngling, der für große Verhältnisse gebildet werde, und diese fände sie in ihrer Religion und in ihrem unverdorbenen Gefühle. Sie werde schon dafür sorgen, daß Adelheid von den gewöhnlichen Fehlern junger Mädchen, der Kokketterie, des Leichtsinns, der Medisance, der Sucht zu gefallen, frei bleibe. Sie halte es überhaupt sehr mit dem Natürlichen, welches durch seine Bescheidenheit und innere Güte die Aufmerksamkeit auf sich ziehe.

Wenn Hubert behauptete: der Mensch müsse ganz unabhängig von der Vorstellung einer zu bezweckenden Glückseligkeit, und bloß aus reiner Pflicht handeln; so lachte die Hofmeisterin, und behauptete das Gegentheil. Eine ganz reine Pflicht, sagte sie, halte ich für gar keine Pflicht, denn es fehlt ihr ein Motiv, welches aus der Natur des Menschen hergenommen werden muß. Was für

den Menschen einen Reiz haben soll, dabei muß sein Gefühl und sein Vergnügen interessirt seyn. Sorgen wir nur dafür, daß dies Interesse so wenig als möglich auf Eigennutz und Selbstsucht hinauslaufe.

Es ist ein thörichter Wahn, fuhr Sincére fort, wenn die Erzieher glauben, sie haben alles gethan, wenn sie den Verstand der Kinder bilden. Gehört nicht dahin auch das feine Gefühl, welches in tausend Fällen mehr Antheil an der Tugend hat, als die Vernunft? Wenn die Tugend menschliche Tugend seyn soll: so muß sie von der Vernunft und Gefühl zugleich ausgehen. Durch das letztere erhält sie ihren vorzüglichsten Reiz. Ein junges Mädchen, lieber Herr Hubert, wie wir beide bilden sollen, ist nie liebenswürdiger, als wenn

»in allen ihren Handlungen ein unverdorbenes
»Gefühl hervorleuchtet, in welchem sich die Ver-
»nunft als in einem Spiegel beschauet.«

Hierdurch werden wir beide unsere Adelheid ihrem Zwecke, den sie mit allen Frauenzimmern gemein hat,

»selbst froh und glücklich zu seyn, damit andere,
»und besonders das männliche Geschlecht durch
»sie glücklich werde,«

näher bringen. Diese Wirkung erwarte ich mehr von der magnetischen Kraft eines reinen natürlichen Gefühls, als von der abstoßenden Kraft einer ganz kalten Vernunft.

Wenn Hubert unserer Adelheid ein Buch zu lesen gab: so schickte es Sincére zurück, weil sie ihre eigenen Begriffe von der Lektüre eines Mädchens hatte. Ich werde, sagte sie ihm einst, auch hier meiner Pflicht treu bleiben, denn die Weiber müssen ja immer wieder gut machen, was die Männer verderben. Adelheidens Lektüre zu bestimmen behalte ich mir vor, ich werde dadurch ihr Herz für das Gute und für die Tugend erwärmen, und ihre Empfindungen sanft rühren. Kurz, ich habe hierüber meine eigenen Grundsätze, und ich halte fest darauf, weil ich sie in der Erfahrung geprüft habe.

So gingen beide ihren Weg fort, und trafen selten oder nie zusammen. Adelheid wäre ohne die

Festigkeit des Charakters ihrer Hofmeisterin verdorben, und ein Opfer der philosophischen Schwärmerei geworden. Sie hielt sich fast ganz allein, wegen einer gewissen Sympathie der weiblichen Herzen, zu ihrer Freundin, welches dieser eben so viel Freude, als Hubert geheimen Gram verursachte, und der armselige Philosoph war so wenig Philosoph, daß er sich von einem unedlen Gefühl beherrschen ließ, indem er die edlen bestritt. Er haßte Sincére, und verursachte ihr und der geliebten Adelheid manche unangenehme Stunde. Man greife dem Pedanten in sein System, und sein Haß ist ohne Grenzen. — Hubert suchte die Mutter zu seiner Schülerin zu machen, und es gelang ihm vollkommen. Eitelkeit und Stolz suchen auch in Dornen und Disteln Nahrung, und verletzen sich endlich dadurch selbst. —

Zu bewundern ist es, wie Adelheid in dieser Verbindung so gut und so edel gebildet wurde. Sie verband mit allen hohen Reizen einer schönen Gestalt, wie sie nie ein Meister aus Marmor geformt, eine hinreißende Physionomie, und alle Grazien

der Augen und des Mundes. Aus ihnen sprach die edle Seele, und der hohe Geist, der den noch höhern ihre Größe gerne gönnt, und den kleinen ihre Kleinheit verzeihet. Ein tiefes Gefühl für Tugend durchglühete ihre Adern, und hob ihren Busen, und preßte Thränen in die Augen, wenn das Laster frevelte, oder die Wollust sich in Zweideutigkeiten hüllte. Sanft und milde, wie ein Engel, liebte sie, was sie liebte, ihren Karl aber liebte sie, wie ein Mädchen mit einer Götterseele.

Karl war indeß auf der Universität das Muster unter den Jünglingen seines Standes. Seine Grundsätze und seine moralische Delikatesse führten ihn sicher durch die Krümmungen und schlüpfrigen Pfade dieser Lebensperiode. Nach drei Jahren war er in Absicht seiner Kenntnisse, seines Charakters und seines Herzens, der Stolz der hohen Schule, und die Freude aller, die ihn kannten, und besonders der jungen Damen. Indeß blieb er sich immer gleich, er war bescheiden gegen sie, und sehr delikat in ihrem Umgange, und wurde nie ungerecht gegen sie in seinen Urtheilen zum Vortheil seiner

Adelheid. Dies ist ein Fehler, den so viele junge Männer begehen; Karl beging ihn nicht, denn Leichtsinn lag nicht in seinem Charakter. An seiner lieben Adelheid hing er so fest, daß ihn nichts zu erschüttern vermochte. Er schrieb ihr sehr oft, und versicherte ihr aufs neue seine Liebe, die in der That stärker wird, wenn die Liebenden getrennt sind. Das Sonderbare dabei war, daß er sich Adelheiden nie anders, als seine Schwester dachte, und wenn er von Liebe redete, immer jenes Verhältniß in der Seele hatte. Indeß erinnerte er sich manchmal einiger Worte Strahlenbergs, deren Sinn er damals nicht verstand, jetzt aber darüber nachzudenken anfing, was er wohl gemeint habe.

»Kinder,« hatte er gesagt, »eure Herzen sind »rein, erhaltet sie so, und ihr werdet euch einst »in allem genug seyn.«

Karl fühlte, daß diese Worte in seinem Herzen Wurzel gefaßt hatten, und die zärtliche Adelheid empfand es nicht weniger, denn sie fragte einst ihre Hofmeisterin ganz naiv: was ihr voriger Lehrer wohl darunter verstanden habe? und als Sin-

cére ihr eine Erklärung gab: so schien sie weder hiermit, noch mit ihrem Lächeln zufrieden zu seyn.

Als Adelheid konfirmirt wurde, betete Karl an dem Morgen so herzlich und innigst für ihr Glück, und fühlte sich so seelig, daß er das Gebet in Reime brachte, welche himmlische Liebe athmeten. Adelheid antwortete ihm in einem Tone, der sein Entzücken über die Grenzen der Menschlichkeit hinausrückte.

»Du guter, lieber Karl,« schrieb sie, ich liebe Dich mehr als mich selbst. Ich habe dem Ewigen geschworen, ihm und der Tugend treu zu seyn, und alle Menschen als meine Brüder und Schwestern zu lieben. Ich dachte dabei zuerst an Dich, denn Du bist ja der Erste, den ich liebe, und Gott wird es mir verzeihen, daß ich Dich so herzlich liebe, warum hat er Dich denn geschaffen? Das Herz schlägt mir so laut in der Brust, wenn ich an Dich denke. Deine Verse kann ich nicht ohne Thränen lesen, sie greifen meine Seele zu sehr an; habe Dank dafür. Lieber Karl, sag', was ist das, daß mir immer so wohl, und doch auch so wehe um das Herz ist, wenn ich Deinen Namen höre? Ach! ich möchte

immer bei Dir seyn! Komm doch bald einmal hierher; nicht wahr, lieber Karl, Du kommst bald zu Deiner Adelheid?« u. s. w.

Das Natürliche und Herzliche dieses Briefes gefiel Karln jetzt mehr als sonst, und doch wußte er sich keinen Grund davon anzugeben. Die Lehre Strahlenbergs, »daß sie sich ihre Empfindungen nicht verhehlen sollten,« erklärte ihm jetzt eigentlich gar nichts. Noch nie hatte er so etwas gefühlt, wenn ihm Adelheid ihre Empfindungen mitgetheilt hatte. Wie gern hätte er sogleich Adelheidens letzte Bitte erfüllt, wie gern wäre er bei ihr gewesen! aber der Vater befahl ihm in einem Briefe, der mit derselben Post ankam, »noch auf der Universität zu bleiben, bis er seine Einrichtungen getroffen, und ihn in den Stand setzen könnte, von dort aus gleich auf Reisen zu gehen.« Zum erstenmale schien Karln ein Befehl seines Vaters hart, und er hielt ihn gewissermaßen für unnatürlich, weil er die große Liebe des Vaters, die er immer gezeigt hatte, hierin nicht zu finden glaubte. Der militairische Ton hatte sonst den Vater nicht verläugnet. War es

Eigensinn, oder war sonst etwas vorgefallen? Dieser Gedanke plagte ihn, und führte ihn in ein Reich von Möglichkeiten.

Karl schrieb seiner Adelheid des Vaters Entschluß und diese weinte. Sie gieng endlich zu ihrer Mutter und bat um ihre Verwendung, damit sie ihren lieben Karl noch einmal sehen könnte, ehe er in ferne Lande reiste. Die Mutter machte Schwierigkeiten, gab aber doch endlich den Bitten der Tochter nach und bewirkte es, daß Karl auf drei Tage kommen durfte.

Karl eilte auf Flügeln der Liebe zu seinem Vater, dann zu Adelheidens Mutter, und dann zu seiner geliebten Herzensschwester. Die funfzehnjährige Adelheid war ihm nicht mehr die zwölfjährige Gespielin, und er war für Adelheid nicht mehr der Karl vor drei Jahren. Sie fühlten beide ganz etwas neues, oder vielmehr, sie fühlten nun mit deutlicherm Bewußtseyn, was sie sonst ahneten. Adelheid war die Erste, die in ihrer Unschuld ihren ungewöhnlichen Zustand entdeckte und sich herzlich

freute, als Karl ihr dasselbe Bekenntniß ablegte. In dem Uebermaaße dieser Freude drückte sie einen Kuß auf seine Lippen. So etwas gewöhnliches dies sonst war, so drang doch jetzt ein ungewöhnliches Feuer durch beider Adern. Adelheid erröthete und Karl zitterte.

»Was ist uns, Karl?« fragte sie; »es ist mir in meinem Leben nie so wohl und wehe ums Herz gewesen.«

»Ich weiß es nicht, liebe Adelheid! Doch ja, ich weiß es, ich fühle, daß ich dich mehr liebe, als sonst, da wir noch spielten, ich fühle, daß ich dich ungewöhnlich liebe. Fühle mein Herz, wie es pocht.« — Er schloß sie in seine Arme und drückte den feurigsten Kuß auf ihre Lippen.

»Ach lieber Karl! wie ist mir so wunderlich, horch, wie mein Herz pocht!«

Die jugendliche Liebe feierte ihr erstes Fest und die Natur predigte von ihren Rechten. Karl senkte das Haupt an Adelheidens Busen und schaute wonnetrunken zu ihr auf. Ihre Blicke begegneten sich,

und Adelheid neigte ihr Haupt auf sein Angesicht und seufzte den größten Seufzer der Liebe.

»Karl! ich kann nicht leben ohne dich! Wenn du auf der Reise stirbst, so sterbe ich auch.»

»Adelheid, beste Adelheid, ich liebe dich, du liebst mich, Gott hat uns für einander geschaffen; ewig wirst du mein!« —

»Ja, Karl, ewig werde ich dein, hier hast du meine Hand und meinen Kuß der Liebe.«

»Adelheid! weder Tod noch Leben soll uns trennen.«

»Karl! ich ruhe mit dir in einem Sarge.«

»O Strahlenberg!« riefen sie beide, »nun verstehen wir dich, du weissagtest und Gott erfüllte deine Weissagung.« — Dahin sanken die Liebenden Arm in Arm, ätherisches Feuer durchglühte ihre Herzen und der Engel der Unschuld schwebte über ihnen. Die Natur feierte die Scene, wo ihre Kinder in ihren Armen ruheten. Ach ihr guten Kinder, hättet ihr euer Schicksal gewußt!!

Die drei Tage verflossen wie drei Stunden, und der Morgen zur Abreise brach an. Karl hatte die Nacht schlaflos zugebracht. Das Gefühl der Liebe kämpfte mit der Pflicht. Am frühen Morgen ging er zu seinem Vater, der als Gast im Hause war, und entdeckte ihm seine Wünsche und was er gethan hatte. Der Greis hörte mit innigster Freude seines Sohnes Geständniß, weil er darin seinen eigenen Wunsch erfüllt sahe.

»Mein Sohn,« antwortete er, »ich billige deine Wahl, und wenn ich sie auch nicht billigte, so würde ich dich doch nicht zwingen, anders zu wählen, sondern rathen würde ich dir. Ich kenne meine Rechte. Um dir zu beweisen, daß ich deine Wahl billige und selbst wünsche, Adelheid meine Tochter nennen zu können: so gestehe ich dir jetzt, daß ich schon deswegen mit der Mutter gesprochen habe. Sie macht zwar Einwendungen, aber diese werden sich alle wegräumen lassen. Wenn man die Position des Feindes kennt, so ist er bald geschlagen.«

Diese Worte waren ein sanfter Thau für Karls Herz, denn er war in nicht geringer Verlegenheit gewesen, wie der Vater den Erguß der Liebesempfindungen aufnehmen würde. Von dieser Seite hatte er nun die mächtigste Stütze, aber jetzt fiel ihm Hubert ein, von dem er viel zu fürchten schien.

»Hubert!« antwortete der Vater, »o den lassen wir Kategorien, und wie das Zeug heißt, womit er mich noch gestern quälte, machen; ein solcher Geck wird dir nicht schaden.»

»Nein, Vater, ein philosophischer Geck ist schlimmer, als ein anderer, denn er ist es mit der Vernunft.»

»Karl, lieber Karl, glaubst du, daß der Mensch ein Philosoph ist, für den nur Brocken von des Herrn Tische gefallen sind? Kurz, mein Sohn, Hubert soll mir die Mutter nicht umstimmen.»

Karl eilte nun zu seiner Adelheid, die auch vergebens sich nach dem Schlafe gesehnt hatte. Er schloß sie in seine Arme und küßte die verweinten

Augen. »Geliebte Adelheid,« seufzte er, »ich muß fort, aber mein Herz bleibt bei dir.«

Das Mädchen weinte laut und hing fest an seinem Halse, als der alte Herr von Wildenstein in das Zimmer trat und in dem gutherzigen Tone eines alten Officiers sagte:

»Fort, Karl, mache mir die weiche Seele nicht noch weicher. Adelheid wird die meisten Tage bei mir zubringen, die Mutter hat es mir versprochen! Nun, liebes Kousinchen, trösten Sie sich, Karl kommt noch besser wieder, als er jetzt ist, und lange soll es auch nicht dauren. Ich gebe ihm dann ein Landgut und Kousinchen Adelheid ist meine Tochter und Sincére meine Freundin.

Karl riß sich aus ihren Armen, küßte seinen Vater und drückte seine Adelheid an die väterliche Brust. Das Mädchen schmiegte sich an den Greis und Karl — war fort.

William bemerkte jetzt eine heftige Bewegung in der Brust des Erzählers, und nach einer langen Pause fuhr dieser erst fort:

Der Herr von Wildenstein war ein Lehnsvetter von Adelheidens Vater, welcher früh verstorben war. Der Wittwe blieb nur eine Pension aus den vorigen Gütern und ein kleines verschuldetes Allodialgut, welches mir jetzt zugefallen ist. Die Aeltern der beiden Kinder waren keine Freunde, wie es unter Lehnsvettern zu seyn pflegt. Indeß schickte doch Wildenstein seinen Karl zu Adelheidens Mutter und bezahlte eine Pension für ihn und den Hofmeister, um ihr die Erziehung ihrer Tochter zu erleichtern. Durch die Kinder die Güter alle wieder an eine Familie zu bringen, mochte der geheime Plan des alten Wildenstein seyn, und ob sich gleich die Wittwe Wildenstein immer unbestimmt darüber ausgedrückt hatte, so glaubte er doch, keine Zweifel oder große Hindernisse in ihren Aeußerungen zu finden.

So standen die Sachen, als Karl auf Reisen ging und die Entdeckung der für ihn günstigen Gesinnungen seines Vaters zum Troste mitnahm.

Karl kam nach England, sahe und beobachtete alles, was dies Land Eigenthümliches hat. Besonders studirte er den Charakter dieses übertrieben gelobten und getadelten Volks, und faßte bald das Liebenswürdige und Tadelnswerthe auf. (Sie verzeihen mir, Herr Buttley, ich rede von Ihrem Vaterlande, wie man davon reden muß — unpartheiisch.) Da Karls Herz sich der Liebe ergeben hatte, so beobachtete er auch das schöne Geschlecht und vergnügte sich in Parallelen. Die größte engländische Schönheit schien ihm nur ein Miniaturgemälde von seiner Adelheid zu seyn. Das Natürliche und Ungezwungene des engländischen Frauenzimmers gefiel ihm nicht ganz. Es kam ihm nicht eigentlich natürlich, sondern als etwas männliches vor, und dies hielt er für eine beabsichtigte Folge der Erziehung, die mit der Verfassung des Landes zusammen trifft und Sitten erzeugt, die nicht fein genug das Herz, sondern den Wohlstand der Nation verrathen.

»Adelheid!« seufzte er in Gesellschaften und an Theetischen, und »Adelheid!« rief er auf einsamen

Spa-

Spatziergängen. — Hoch schlug ihm das Herz, wenn ein Brief von ihr kam; sein Heinrich erhielt ein Stück Geld zum Porter mehr, dann flog er ins Freie, um noch zehnmal zu lesen, was die Geliebte schrieb, und wenn der Brief drei Bogen lang war: so dünkte er ihn noch immer zu kurz. Oft quälten ihn Gedanken, ob sie auch gesund sey, und dann betrachtete er jede Zeile, jeden Ausdruck, ob sich seine Besorgniß bestätigte. Wie freute er sich, wenn seine Furcht eitel war. Alle Wünsche, alle Gedanken entdeckte ihm seine zärtliche Adelheid. Am meisten klagte sie über den Entschluß ihrer Mutter, in die Residenz zu gehen. Karl wurde traurig, ob sie gleich hinzugefügt hatte: sie hoffe, es werde nichts daraus werden, weil sich sein Vater viele Mühe gebe, ihrer Mutter Entschluß zu hindern.

Einst war er von Liverpool aus in ein entferntes Wäldchen gegangen, um ganz ungestört an seine Adelheid zu denken, von welcher er seit vier Wochen nichts gehört hatte. Seine Seele war

ganz verstimmt und in seinen Augen perlten Thränen. Er setzte sich unter einen Baum, legte das Haupt rückwärts daran und sahe nach den blauen vorübereilenden Wolken. Ueber ihm kreißte ein Raubvogel, hob sich dann etwas und schoß plötzlich auf den Baum herab. Karl schrie unwillig auf, und ein ängstlich zwitscherndes Vögelchen entfiel den Krallen des Räubers und lag vor seinen Füßen. Er hob es auf und sahe unwillig den Mörder sich in den Wolken verlieren. Nach einigen Minuten starb das tödtlich verwundete Vögelchen.

Ein unsichtbares Etwas erschütterte des Jünglings Brust. Die Idee des Stärkern führte die Idee der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung herbei, die seine traurige Stimmung noch trauriger machte. Der Räuber in der Höhe und der Todte zu seinen Füßen gaben ihm eine ungewohnte Empfindung; daß sich Adelheid hier einschlich, wollte er sich nicht gern gestehen, aber es war so.

Um eine andere Empfindung in sich herrschend zu machen, zog er einen von den neuesten engländi-

schen Romanen aus der Tasche. Es war einer von den guten Romanen, in welchen die Engländer wenig Raisonnement vortragen, aber mehr Empfindungen und Gefühle durch Handlungen ausdrücken, und in dem Leser hervorbringen. Der Inhalt war dieser:

»Ein gewisser Lord Betford liebt die Lady Elisabeth Wilkins, ein schönes, tugendhaftes, aber armes Mädchen. Der Lord muß nothwendig eine Reise nach Jamaika unternehmen und seine Pflanzungen untersuchen. Während seiner Abwesenheit sieht ein Prinz die schöne Elisabeth und beschließt, sie zur Maitresse zu nehmen. Er schickt deshalb seinen Liebling, einen lasterhaften Menschen, der vor kurzem erst ein Rezept für Despoten geschrieben hat — an die Mutter. Diese stolze, egoistische Frau findet wenig Schwierigkeiten, die Tugend an das Laster zu verkuppeln, aber die Tochter widersetzt sich. Betford kommt noch zu rechter Zeit und rettet seine Elisabeth.«

Als Karl auf diesen Abschnitt kam, konnte er nicht weiter lesen, denn alle seine Empfindungen

waren aufgeschreckt. Er wußte selbst nicht, wie ihm war, eine unbeschreibliche innere Angst durchlief seine Adern. Er schob das Buch in die Tasche und begann den Rückweg nach der Stadt.

Kaum war er auf seinem Zimmer angekommen, so schickte er seinen Heinrich nach der Post, um nach Briefen zu fragen. Heinrich kam wieder mit der Nachricht, daß die Post erst in der Nacht ankommen werde.

Karl ging auf und ab im Zimmer. Seine Seele schwebte zwischen Furcht und Hoffnung; Ahnung und Wünsche kämpften in ihr um den Preis der Stärke und machten selbst den Sieg ungewiß.

»Seit vier Wochen keinen Brief!« sagte er, »dies ist von Bedeutung! Adelheid, wenn du — — Doch das ist nicht, das kann nicht seyn, vergieb mir, treue, edle Seele, diesen Argwohn!!«

Er setzte sich an den Schreibepult und durchsuchte noch einmal alle Briefe seiner Adelheid. Unter den letzten machte er ein mystisches Zeichen. Heinrich hatte den Tisch gedeckt und das Essen auf-

getragen. Karl befahl es wieder abzusetzen; er fühlte keine physischen sondern geistige Bedürfnisse. Der treue Diener wurde ängstlich und suchte durch ein theilnehmendes Zuvorkommen die trüben Gedanken seines Herrn zu verscheuchen, aber vergebens. Wenn sich die Phantasie zu weit in schwarzen Bildern verirrt: so verliert der Geist seine Kraft und denkt in Gedanken selbst — nichts, er siehet durch Thränen Phantome und fürchtet sich vor diesen Kindern seiner Einbildung.

Nach zwei Stunden warf sich Karl in das Bette und erwartete, ob der Schlaf die Wallungen in seinem Blute besänftigen werde. Erst nach Mitternacht schlief er ein. Nun sahe er im Traume seine Adelheid bleich und entstellt in den Armen einer unbekannten Dame liegen. Man trug sie auf ein Ruhebette und bedeckte sie mit einem weißen Tuche. Die Mutter saß in einer Ecke des Zimmers und rang die Hände, dann lachte sie durch die knirschenden Zähne. Hannchen saß zu Adelheidens Füßen und weinte. Hierauf sahe er den Sarg daher rollen. Nun konnte er sich nicht mehr halten,

er schrie laut auf: »Adelheid!« und erwachte. Seine Uhr zeigte auf die dritte Zahl. Der Londoner Postwagen rollte vor seiner Wohnung vorbei. —

Um sechs Uhr mußte Heinrich nach der Post laufen, um zu fragen, ob Briefe angekommen wären. Heinrich lief und Karl legte sich in das Fenster, als wollte er seine Schritte zählen. Als der Diener zurückkam mit einem Briefe in der Hand, den er so hielt, daß man von oben herab das schwarze Siegel erblickte, da fuhr Karl von dem Fenster zurück auf das Sofa und verbarg sein Gesicht in das Thränentuch. »Ach Adelheid! Adelheid! du Theure, du Geliebte meines Geistes! mir entrissen, ewig entrissen! Geliebte Entschlafene! dich tödtete gewiß ein Ungeheuer in Gottes Schöpfung, um dich früh zu vollenden. Ich werde dir folgen! — Einsam will ich meine Tage vertrauren, bis diese Hülle in den Staub sinkt, und der Geist sich zu dir dringt! —

Jetzt trat Heinrich mit dem Briefe in das Zimmer. Karl nahm ihn mit zitternder Hand.

Weder das Siegel noch die Handschrift war ihm bekannt. Seine Angst stieg unbeschreiblich hoch, er warf den Brief auf den Tisch, nahm ihn wieder und warf ihn wieder hin. »Heinrich, erbrich den Brief,« sagte er, »lies ihn und sage mir gelegentlich den Inhalt, ich fürchte, er enthält mein Unglück.« Der Diener las den Brief, faltete ihn wieder zusammen, kehrte sich um und weinte. Jetzt sprang Karl auf, sein Schmerz forderte Wahrheit und seine Neugier Gewißheit. Er las:

»Kommen Sie so bald als möglich, und ertheilen mir Ihre Befehle. Mein Herr ist in dieser Nacht entschlafen. Verdruß und Kummer, den ihm Ihre Liebe verursachte, hat ihn ermattet. Ihre Adelheid ist todt für Sie. Der Greis nannte sterbend Ihren Namen und schloß seine Augen in Thränen. — Ich erwarte Sie sehr bald oder Ihre bestimmten Befehle u. s. w.

Ehrenberg.

»O das ist schrecklich!« rief Karl. »Vater! du starbst um meiner Liebe willen! Gott lohne dir

für alles, was du für mich thatest; ich ehre deine Asche! Guter Vater! du bist glücklich, denn seelig sind die in dem Herrn entschlafen, und Adelheid ging mit dir. — Ach meine Geliebte! dich deckt die kühle Erde, und dein Geist schwebt am Throne des Ewigen, wo die Tugend nicht mehr weint! Ich will hier an deiner Seite ruhen, und dort mit dir den Auferstehungsmorgen feiern, und mir deinen Geist zur Gespielin von dem ewigen Vater erbitten! Er gehört mir!« —

Unter Seufzern und Thränen verging der Vormittag. Heinrich machte alles zur Abreise fertig. Um zwei Uhr fuhren sie auf die Straße nach London. Nur einen Gedanken hatte Karl, und wenn ihn der treue Diener anredete, so seufzte er: »Vater! Adelheid!«

Noch einmal las er die Worte: »Ihre Adelheid ist todt für Sie.« — »Warum denn nur für mich? O ich ahne etwas, das schmerzhafter ist, als der Tod selbst! Es ist schrecklich, die Lebendigen als Todte betrauren zu müssen.«

In seiner Wohnung in London fand er einen Brief von Adelheidens Hand, dessen Anblick ihn auf einen Augenblick tröstete, aber der Inhalt drückte ihn ganz darnieder. Adelheid hatte diesen Brief heimlich geschrieben und abgeschickt. Er war kurz.

»Karl, liebster Karl, komm, ich bin verlohren. Meine Mutter und Hubert zwingen mich zu einer Handlung, die ich verabscheue. Ich werde eher sterben, als ihre Absichten erfüllen. Komm, und rette Deine

Adelheid.«

»Ja! retten will ich dich, rief Karl, und »wenn sich deine Feinde mit Eisen und Stahl be»waffneten; ich stelle ihnen diese Brust voll Feuer »entgegen! Retten will ich dich, und sollte es mit »meinem Leben seyn. Meine lachenden Gesichts»züge sollen dann noch die kalten Menschen beschä»men, und zeigen, wie gern ich für dich starb! Was »macht sich die Liebe aus Gräbern! Die Todtenfak»kel am Sarge der Liebe brennt schöner als die »Fackel auf dem Brautaltare. Ach, Adelheid!«

Heinrich machte die Bemerkung, »es wäre doch besser gewesen, wenn sich Adelheid bestimmter über die Handlung ausgedrückt hätte, denn Ungewißheit sey in solchen Fällen unerträglicher als Gewißheit.«

Karl achtete nicht darauf, und befahl, ihm alles einzupacken und Pferde bis Dower zu bestellen.

Nach einer langen Pause, in welcher William die Gesichtszüge des Herrn von Wildenstein beobachtete, und einen heftigen Kampf der Empfindungen in demselben bemerkte, fuhr dieser in Adelheidens Geschichte fort.

»Kurz nach Karls Abreise wurde Adelheid krank. Weil die Mutter die Ursache der Krankheit nicht nur ahnete, sondern gewiß wußte: so glaubte sie, daß eine Zerstreuung die beste Medicin seyn würde, und beschloß daher mit ihr in die Residenz zu reisen. Sincére wurde verabschiedet, aber Hubert beibehalten.

Unsere Residenzen sind leider Tummelplätze der Egoisten, auf welchen der Leichtsinn und das Laster

triumphiren über die Tugend und Unschuld. Man belacht und bezweifelt alles, und giebt dem Laster einen glänzenden Namen. Ehrgeiz im Müßiggange, Niederträchtigkeit im Stolze, Bereicherungssucht ohne Arbeit, Abscheu gegen die Wahrheit, Heucheleí, Intrigue und Verrätherei, Treulosigkeit und Nachläßigkeit gegen eigene Pflichten, und Verachtung der Pflichten der Bürger, Furcht vor der Tugend des Fürsten, Hoffnung von seiner Schwäche, und noch mehr als dies, das beständige Lächerliche, welches auf die Religion und Tugend geworfen wird, bilden den Charakter eines vollkommenen Hofschranzen, vor welchem der redliche Patriot kriechen muß, wenn er zum Besten des Landes wirken will. Die Prima Donna befiehlt, und der Fürst selbst ist Sklave. O Menschen! dankt es dem reinen Gefühle der Pflicht der redlichen Männer, die noch für euch sorgen, die mit wahrer Seelengröße sich den Kabalen entgegensetzen, und über die kleinen verächtlichen Geister hinschreiten, dankt es ihnen, wenn es euch noch wohlgehet.

Der Hof, an welchen die Frau von Wildenstein ging, war von dieser Art. Adelheid hatte

hier wegen ihrer Grundsätze nicht so viel zu fürchten, als die Mutter selbst, von welcher ich ihnen jetzt ein treues Bild entwerfen muß.

Die Frau von Wildenstein war sonst eine liebenswürdige und wohlwollende Frau, die richtig dachte und empfand über alles, was vorkam. Sie verdiente mit Recht eine Zierde des weiblichen Geschlechts genannt zu werden. Nur einen Fehler fand der Beobachter in ihr, den sie aber gewöhnlichen Augen zu verbergen wußte, und dieser Fehler schien verzeihlich, weil er gleichsam in der Natur des Weibes liegt. Welches Weib ist frei von Eitelkeit? Sie werden ja alle in der Erziehung daran gewöhnt, und die Männer wünschen ihn oft in einem gewissen Grade da, wo sie ihn vermissen. Daher verzeihe ich ihn der Frau von Wildenstein um so mehr, weil die Vollkommenheiten ihrer Adelheid der Gegenstand ihres Fehlers war, aber daß sie endlich auf Unkosten dieser Adelheid ihre in Stolz und in die Sucht zu glänzen ausgeartete Eitelkeit befriedigen wollte, kann ich ihr nie verzeihen. Ob es vernünftige Mütter können, mögen sie hernach

selbst entscheiden. O möchten doch die Aeltern bedenken, wie viel Unheil ihre Launen über die Kinder bringen, welche Verwirrung in ihren Schicksalen sie stiften!

Die Eitelkeit der Frau von Wildenstein nahm eine ganz besondere Richtung, und einige Kenner des menschlichen Herzens wollten gar, was ich aber nicht glauben kann, eine geheime Eifersucht über ihre Tochter, als Ursache angeben. Dies scheint mir widernatürlich zu seyn, und ich finde diese Veränderung in der Natur der Eitelkeit selbst. Die Männer verderben die weiblichen Charaktere durch unzeitige Schmeicheleien. Vernünftige Weiber wissen wohl wie diese zu verstehen sind, und fühlen Stärke und Kraft genug, sich dagegen zu sichern, aber es giebt auch Schwache, die sich hierin selbst gefallen. Unter diese Klasse sank auch die Frau von Wildenstein herab. Da sie nicht mehr durch ihre Persönlichkeit glänzen konnte, so wollte sie durch ihren Verstand glänzen, und fand sich sehr geschmeichelt, wenn man ihr hierin den Vorzug vor vielen Frauen ihres Standes einräumte. Dies war

der Weg auf welchem Hubert sich ihr näherte. Er glaubte, daß die Weiber die Extreme liebten, und daß sie in der Jugend mehr durch körperliche Reize, im Alter mehr durch Verstand die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchten. — Wie beleidigend dies für ein edles Mädchen und braves Weib ist, fühlt man leicht, und eben so auch, daß die Allgemeinheit dieses Satzes eine — Unwahrheit sey. Von der Achtung gegen das weibliche Geschlecht hatte Hubert, wie viele Männer, noch sehr unrichtige Begriffe.

Hubert schrieb ein Buch, und sagte der Frau von Wildenstein in der langen Zueignung grobe Schmeicheleien, und diese sonst feine Frau glaubte dadurch als eine Frau von Geist in der Welt bekannt geworden zu seyn, und obgleich nur hundert Menschen dies schriftstellerische Machwerk in die Hände genommen haben mochten, so affektirte sie doch diesem eingebildeten Ruhme zu entsprechen. Sie ließ sich täglich von dem Philosophen unterrichten, und faßte gelehrte Sätze auf, die sie nicht verstand. Ihr Wissen wurde Wortkrämerei,

wobei sie nicht einmal wähnte, daß sie, statt der Wahrheit, Trugschlüsse und Irrthümer gesammlet hatte. Kurz, sie wurde eine eitele Egoistin, bei der die übrigen armen Menschen mit ihrem gesunden Verstande sehr übel wegkamen, und besonders auch Adelheid, die den kategorischen Imperativ oft hart empfinden mußte.

An dem Hofe gefiel sich die Frau von Wildenstein, wenn sie mit dem Fürsten über den Gang der Litteratur sprechen konnte, wobei dieser aus einer seltenen Gefälligkeit die Rolle des Schülers spielte. Die übrigen Hofleute beneideten sie, und dennoch drängten sie sich zu ihr. Hubert wurde ihr immer unentbehrlicher, denn er war ihr Orakel, und durch sie das Orakel des Hofes. Sein Plan war, »durch sie ein sogenanntes Glück zu machen.«

Adelheid mußte die Mutter an den Hof begleiten, und diese fand sich nicht wenig geschmeichelt, wenn die Bildung und Liebenswürdigkeit der Tochter ihrem Verstande zugeschrieben wurde. Diese Tochter der Natur, diese wahre Weiblichkeit er-

regte allgemeines Aufsehen. Wenn man die Mutter beneidete, so beneideten einige die Tochter noch mehr, wenn man die Mutter bewunderte, so staunte man die Tochter an. Sie war jung und schön, ihr richtiger Verstand und ihr reines Gefühl waren in der besten Harmonie, und zogen die Menschen an, besonders die Fürstin. Eine etwas schüchterne Bescheidenheit erhöhete ihre Reize.

Der Fürst sahe sie, und ihr zu Gefallen ließ er sich von der Mutter von der reinen Vernunft vorschwatzen, und hielt dabei fest an der allerunreinsten. Die Mittel zu seinem beliebigen Zwecke leuchteten ihm sehr wohl ein. Sein Gefühl fing das Feuer doppelt auf, welches die Vernunft hätte unterdrücken sollen.

An Höfen herrscht ein gewisser Kleinigkeitsgeist, und wenn darauf übelverstandene Sätze eines Systems angewandt werden: so muß die Gerechtigkeit und die Tugend seufzen.

»Adelheid muß ich besitzen, sagte einst der Fürst zu seinem Lieblinge, es koste was es wolle, und Sie müssen sie mir schaffen.

Amand.

Amand. Das ist ein schweres Geschäft. Das Mädchen ist zu tugendhaft, ihre Empfindungen sind zu richtig und fein, als daß ein Antrag dieser Art sie nicht beleidigen und vom Hofe entfernen sollte. Ihre Gefühle sind nicht erheuchelt, sie sind natürlich, und wer kann gegen die Natur kämpfen? Ein solcher Kampf wäre ein grobes Laster.

Fürst. Seitwann ist Amand ein so gefühlvoller tugendhafter Mann? Ich will Adelheid besitzen! — Stellen Sie zuerst ihre Eitelkeit auf die Probe, dies Netz versagt selten den Fang.

Amand. Ich habe Dero edlen Denkungsart gemäß schon ein paarmal vorläufige Versuche gemacht, aber das Mädchen hat ein Bollwerk um sich, gegen welches der kühnste Fechter ermattet. Es ist so ganz etwas eigenes in ihrem Wesen, das mich zurückschreckte und schaamroth machte. Ich kam mir vor wie ein Kirchenräuber, der seine Hand an den geweiheten Kelch auf dem Altare legen will. Meine Kunst und meine List sind hier vergebens, und Gewalt in unsern Zeiten? — —

Fürst. Ich will und muß das Mädchen besitzen, und zwar durch Sie. Erforschen Sie die Mutter.

Amand. Diese Frau hängt sicher fester an Vorurtheilen als andere, denn sie hängt aus Vernunftgründen daran, und eine philosophische Schwärmerei ist eine gefährliche Seelenkrankheit.

Fürst. Sie sind ein Stümper, Amand, und ich hielt Sie für einen Meister. Wissen Sie nicht, daß solche Seelenkranke leicht zu fangen sind, wenn man in ihrer Krankheit selbst die Netze strickt? Wissen Sie nicht, daß sie sich »von den gewöhnlichen Vorurtheilen der Welt nur darum losgemacht haben, um dafür wieder andere Thorheiten anzunehmen?« Egoisten sind sie alle, wie wir, nur in einem andern Grade und in andern Dingen. Wenn Sie glauben, Amand! daß die Welt überhaupt von Vorurtheilen frei werden wird, so irren Sie. Man muß die Menschen nicht schlechter machen, aber man muß sie nutzen wie sie sind, weil man sie nicht besser machen kann, so sagte Mark Aurel, und

dies wäre so auch meine Maxime. Ich will etwas, das in der Welt ein Vorurtheil heißt, weil kein anderes Vorurtheil dabei ist. — Glauben Sie mir, Amand! die Mutter wird sich weigern, vielleicht beleidigt scheinen, und am Ende — einwilligen. Eitel ist sie, herrschen mag sie gern, hiervon habe ich unstreitige Beweise. Lassen Sie ihr in der Ferne sehen . . . Doch Sie verstehen mich!

Amand. Ein Weib kann nicht leicht die Weiblichkeit, und am wenigsten die mütterlichen Gefühle verleugnen.

Fürst. Nun! sie macht ja die Tochter nicht unglücklich; sie versorgt sie auf eine ehrenvolle Art.

Amand. Die Tochter bleibt die Hauptsache, und wenn diese nicht will, wenn sich ihr Gefühl und Vernunft empört gegen einen Antrag, der die weibliche Delikatesse, ihre Ehre und guten Namen, und wie die Dinge alle heißen, die das Volk zu seiner Glückseligkeit rechnet, beleidigt?

Fürst. Das sind Dinge die durch eine andere Erklärung anders bestimmt werden können, und

dies ist Ihre Sache. Von dem Publikum haben Sie nichts zu fürchten, denn das ist schon an so etwas gewöhnt. Kurz, machen Sie nur einen Versuch.

William wurde über diesen Dialog entrüstet, und übernahm eine lange Vertheidigung des Publikums, die sich jeder leicht selbst ergänzen wird, vorzüglich nahm er sich der Ehre und der Tugend des weiblichen Geschlechts an, und schloß etwas im Affekt: »Wollüstlinge leugneten gewöhnlich die weibliche Tugend weg, weil sie selbst keine hätten, aber der biedere Mann sehe sich oft genöthigt sie zu bewundern, und freue sich, daß in Menschen Engelstugenden wohnten.«

Wildenstein drückte ihm sanft die Hand, denn er dachte hierbei an Adelheid, und fuhr in seiner Erzählung fort.

Diesen fürstlichen Gesinnungen gemäß machte Amand Versuche bei der Mutter, weil er sich der Tochter nicht zu nähern wagte. Allein diese wurde unwillig über die Zweideutigkeiten des Lieblings.

Amand war in dem Gespräche in eine große Verlegenheit gekommen; es ging ihm, wie es Heuchlern zu gehen pflegt, wenn die delikate Sache sich nicht ganz mit dem Gewissen vertragen will, er verrieth mehr als er sollte. Dazu kam, daß seine eigenen Begierden sich nicht mit der Absicht, fremde Begierden zu befriedigen, vergleichen konnten. Die Wahrheit strafte hier den Schein der Wahrheit. Kurz, Amand sahe sich genöthigt zu erklären, um mit Ehren aus der Sache zu kommen, »daß er der Liebhaber sey, und Adelheid durch Priesters-Hand und Priesters-Segen zur glücklichen Frau machen wolle.

Ferdinand Graf von St. Amand! der Liebling des Fürsten, sehr reich, aus einer berühmten Familie! Dies waren Dinge, die eine Mutter nicht so leicht ohne Ueberlegung läßt. Der Vorschlag war sehr annehmlich; sie bat sich drei Tage aus zu reiflicher Prüfung desselben. An Adelheid dachte sie nicht. Der Graf war häßlich, und hatte gelebt, als wenn er die Hefen irdischer Freuden nicht früh genug berühren könnte. Doch dies sind un-

bedeutende Hindernisse gegen jene überwiegenden Vorzüge. Ueberdem wußte Amand seinem Aeussern durch Putz und Wohlgerüche zu Hülfe zu kommen.

Billig hätte die Frau von Wildenstein auf die Natur der Liebe Rücksicht nehmen sollen, daß sie in Gefühlen und Empfindungen bestehet, die in wechselseitiger Hochachtung ihre Stärke finden, und sich nicht nach Prinzipien und Systemen richten. Vor achtzehn Jahren, und wenn sie selbst die Hauptperson gewesen wäre, hätte sie auch sicher anders gedacht. Jetzt meinte sie, »ein Mädchen müsse keine eigenen Gefühle haben, sondern nur für andere, und wenn sie dahin nicht stimmen wollten, so müsse man sie höher oder niedriger spannen, wie die Saiten eines Instruments.« Wenn ihr der Adel des Hofes einfiel, so konnte sie ihre Freude, ihre Eitelkeit nicht zügeln. Was sie am wenigsten wahrnahm, war, daß sie Unsinn dachte.

Amand war durch dies tête à tête auf dem Balkon, welches die Hofleute von Ferne belauschten,

in Rücksicht des Fürsten, in die größte Verlegenheit gerathen. Er zitterte, wenn er an ihn dachte, und freuete sich wieder heimlich, wenn er zur Seite nach Adelheid blickte. Diese Blicke gaben seinem Herzen etwas Spannkraft und seinen Füßen Festigkeit. Er näherte sich dem Fürsten auf einen Wink in das Nebenzimmer, und hier erzählte er alles, was er gethan und wie er genöthigt gewesen sey, die Adelheid für sich selbst zur Frau auszubitten. — Aus dem lebhaftern Tone und den feurigern Augen schloß der Fürst auf seinen innern Zustand, und die Idee, daß der Liebling sich selbst Glück wünsche, und wohl nicht geneigt seyn dürfte, ihm die schöne Adelheid zu überlassen, entrüstete ihn so sehr, daß er fürchterlich drohete. Der furchtsame Liebling gerieth in eine sonderbare Lage, hier stand alles zu verlieren und alles zu gewinnen. Indeß Leute seiner Art setzen sich philosophisch über viele Dinge weg. Da er einzusehen glaubte, daß der Fürst seine Heirath befördern würde, wenn er über gewisse Punkte mit ihm einen Vergleich machte, so war er offenherzig genug, ihm dies anzubieten. Der Fürst entbrannte vom Zorn, und der Liebling versprach

auf alle Rechte Verzicht zu thun, nur nicht auf das
»den fürstlichen Sprößlingen den Namen zu geben.«

Der Fürst wurde nun Amands Fürsprecher, und Adelheid war schon zum voraus Titularfrau und Geliebte des Fürsten zugleich.

Noch an demselben Abende sprach St. Amand mit Hubert, weil er wußte, daß dieser das Orakel der Frau von Wildenstein war. Er entdeckte ihm, mit einer bei dem Hofmanne ungewöhnlichen Aufrichtigkeit, daß er Adelheid heirathen wolle, daß sie aber der Fürst zu seiner Geliebten verlange. Dabei versprach er ihm einen reichen Lohn, wenn er Adelheid bereden, und der Mutter den ganzen Plan entdecken wolle. Adelheid müsse diesen zuletzt erfahren, wenn sie nicht wieder zurück treten könne.

Hubert gerieth über diesen Antrag in Verlegenheit, und ob er gleich ein ganzes Register von Maximen und Sophismen hatte: so wußte er doch nicht, in welches Fachwerk er greifen sollte. Die Aufforderung zu einem Laster erschreckte den Niederträchtigen durch die Größe desselben. Er selbst hatte kein Zartgefühl, zweifelte aber doch, daß das

Ehrgefühl der Mutter hier schweigen werde, und wenn sich dies Gefühl vielleicht wegen der Umstände zu seiner Absicht nutzen lasse, so würde das mütterliche Gefühl widersprechen. In solchen Fällen müsse die Tochter die erste Stimme haben, und der Mutter komme nur zu, »einen Rath zu geben.«

»O ihr elenden Philosophen,« fing Amand an, »habt ihr noch nicht begriffen, daß das Gefühl schweigen muß, wenn stärkere Gründe gebieten! Ich habe nur einmal in euer System geblickt, und sicher den Geist desselben gefunden. Es ist unverständlich, aber gerade ein System für die Menschen. Kurz, Herr Hubert, ein Mädchen zu verheirathen sind ja Possen, ihr kann es gleichgültig seyn . . . Sie müssen des Fürsten Absichten befördern, er gebietet es.«

Hubert versprach, was er nicht versprechen sollte, und vergaß, daß er sich hier etwas gebieten lasse, was der natürlichen Freiheit des Menschen entgegen stehet. Der Geiz und die Ehrsucht triumphirten über die Redlichkeit.

Als St. Amand fortgegangen war, und Hubert nun die Sache genauer überlegte: so fand er große Schwierigkeiten. An der Besiegung der sogenannten Vorurtheile und Gefühle Adelheidens zweifelte er schon zum voraus. Denn des Mädchens Tugend stand wie ein Fels im Meere, der stolz auf die Wellen herabsiehet, die sich an ihm brechen. — Stark ist die Tugend des weiblichen Geschlechts, wenn sie in dem feinen moralischen Gefühle, in dem reinen Herzen ihren Grund hat, und unüberwindlich ist sie, wenn Liebe mit ihr verschwistert ist. Liebe veredelt das Herz und giebt dem Charakter Festigkeit, sie siegt noch auf den Trümmern dieses Herzens, und lächelt auf den erblaßten Lippen. Adelheid wird die Tugend ihres Geschlechts rechtfertigen, sie wird den Leichtsinn mit seinen Sophismen beschämen, und die Unschuld im Grabe bewahren, denn sie liebt ihren Karl. — Wer kann Liebe erzwingen, wo die Natur widerstreitet? Wer kann sie vernichten, wo sie das Herz gebietet? Barbarische Aeltern und niederträchtige Wollüstlinge greifen in diese Ordnung und beflecken ihre Hände mit Blut. — Adelheid wird den Dolch aus der Hand der Mutter nehmen, und diese Hand noch küssen.

»Die Mutter,« sagte Hubert, der dies alles fühlte, »ist hier die Hauptsache, sie muß durch Gründe bestimmt werden.« Diese Gründe suchte er nun in seiner metaphysischen Rechtslehre, und schämte sich nicht, diese göttliche Wissenschaft zu beschimpfen. Er nahm seine albernen Raisonnements für einleuchtende Axiome an, die mit der Eitelkeit der Mutter sehr gut zusammen trafen.

»Arme Adelheid! das Grab deiner Liebe wurde gebauet.« —

Während daß Hubert über sein Vorhaben dachte und philosophirte, war der Fürst Amands Fürsprecher bei der Mutter gewesen, und diese war schon entschlossen, als sie nach Hause kam und ihren Philosophen zur Ueberlegung aufforderte. Als dieser am andern Morgen zu der gewöhnlichen Stunde kam, um seinen Unterricht fortzusetzen; so erklärte die Dame, daß der Unterricht für heute ausgesetzt werden müßte. Adelheid erhielt den Befehl, sich zu entfernen.

Die Frau von Wildenstein erklärte sich nun frei, und Hubert nahm die Sache sehr ernsthaft.

Er freuete sich, aus dem ganzen Benehmen der Mutter seine Absichten als schon gelungen ansehen zu können. Wenn die Menschen etwas sehr wünschen, so ist die Entdeckung dieses Wunsches nur eine vertrauliche Ceremonie, denn sie sind schon entschlossen, ehe sie dem Andern das Bekenntniß ablegen. Dies bemerkte Hubert hier auch, und hatte also nichts zu thun, als diesen geheimen Wunsch zu verstärken und die Bedenklichkeiten zu schwächen. Des Fürsten Plan, den er durch Amand wußte, verbarg er jetzt sorgfältig.

Wenn von Adelheidens Neigungen die Rede war, so versicherte er, sie werde gewiß ihren Karl vergessen und das Hofleben liebgewinnen, wenn sie es erst besser kenne; mit einem geringen Grade von Menschenkenntniß könne man dies als gewiß voraussetzen: es sey nichts veränderlicher, als die Neigung eines Mädchens, sie hänge gewöhnlich von Umständen ab, und ein gewisser Glanz blende sie alle! — —

Wenn die Mutter eine kleine Aengstlichkeit blicken ließ wegen ihrer mütterlichen Rechte, so be-

hauptete er: »Kinder wären Wesen, die nur lauter Pflichten und keine Rechte hätten, weil sie nach ihrem subjektiven Verhältniß nie Verpflichtende, sondern Verpflichtete wären. Oft gereiche sogar ein Zwang zum Glücke der Kinder, und sie geständen dies endlich selbst ein. Die Mutter wird ja ihre Tochter kennen!« setzte er nachdrücklich hinzu. —

Dies war der Mutter so einleuchtend, daß sie es für eine große Beleidigung würde angesehen haben, wenn Adelheid einen Widerspruch gewagt hätte.

Wenn ein Sophist ohne menschliches Gefühl handelt, so ist er ein Teufel. Welchem Menschen ist jemals eingefallen, zu behaupten, daß Kinder keine Rechte haben? Sie sind ja Wesen mit Persönlichkeit, und haben Pflichten und Rechte, denn es ist hier ein Verhältniß von Menschen zu Menschen. Außer Gott, der keine Pflichten, sondern lauter Rechte hat, existirt kein vernünftiges Wesen, welches sich bei seinen Pflichten nicht auch ge-

wisser Rechte erfreuen dürfte. Welche Anmaaßung ist es, dem Kinde in dem bedeutendsten Akte des Lebens keine Rechte einräumen zu wollen!! —

Die Mütter sehen gewöhnlich die Heurathen ihrer Töchter aus ihrem eigenen Gesichtspunkte an, und diesen faßte Hubert hier auf, und sorgte dafür, daß die Mutter nicht mit der Tochter sprach, bis es zu spät war, und sie ihrer Ehre und des lachenden Hofvolks wegen nicht wieder zurücktreten wollte.

Am dritten Tage war Galla bei Hofe, und der Fürst bemühete sich, das scheinbare Verlobungsfest seines Lieblings glänzend zu machen, daher auch vieles gegen das Hofetikette vorfiel. Die Hofleute wunderten sich über diesen Tag, der in ihrem Kalender nicht roth gezeichnet war.

Als der Hof versammlet war, trat der Fürst mit der Frau von Wildenstein in den Saal, Amand folgte mit Adelheid, die hier das Lamm vorstellte, welches gewürgt werden sollte. Die sämtlichen

Herren und Damen sahen sich erstaunt an, und fragten sich ängstlich: was bedeutet das? So etwas war noch nie geschehen, aber der Fürst hatte auch noch nie eine solche Ursache gehabt, die Frau von Wildenstein so zu ehren. Außerordentliche Dinge müssen auch außerordentlich angekündigt werden, dies bewies schon die vorhergegangene Privataudienz der Mutter. —

Von allen Anwesenden war die Fürstin sicher die Einzige, die den rechten Gesichtspunkt faßte, in welchem die Dinge des Tages betrachtet werden mußten. Sie soll beständig geseufzt haben, wenn sie Adelheid ansahe.

Die Hofleute waren in übler Stimmung, weil der Fürst keinen anlächelte; sie erwarteten ängstlich die Ursache des heutigen Festes zu vernehmen. Der Fürst ließ sie warten und unterhielt sich allein mit der Frau von Wildenstein. Die beglückte Dame war sehr zufrieden mit sich, und sie hätte auch in der That kein Weib seyn müssen, wenn ihr diese besondere Auszeichnung gleichgültig gewesen wäre.

Adelheid ahnete aus Amands zweideutiger Unterhaltung ihr trauriges Schicksal, und da er ihr endlich geradezu seine Liebe erklärte, so antwortete sie mit Unwillen: »Ich bitte um mehr Diskretion.«

Dies hörte die Fürstin, die ihr nahe war. Sie trat hinzu und entfernte durch ihren Blick den faden Schwätzer.

»Fräulein,« sprach sie, als sich Amand entfernt hatte, »Sie sind nicht heiter, in Ihrer Seele liegt etwas, das ich in Ihrem Gesichte lese, und dies Etwas ist mehr, als ich sonst an Ihnen bemerkt habe.

»Ihro Durchlaucht verstehen sich also darauf, in den Augen zu lesen, wenn das Gefühl und die Delikatesse durch Zudringlichkeit beleidigt wird?«

»In Ihrer Frage, Fräulein, liegt die Antwort, die meine Vermuthungen zur Wahrheit macht!« — Sie seufzte tief. —

»Ich verstehe diesen Seufzer! Ach, erbarmen Sie sich meiner!»

Der

Der Fürst sahe indeß zur Seite auf Adelheid und seine Gemahlin, und weil er die Fortsetzung ihrer Unterhaltung fürchtete, so unterbrach er sie plötzlich, und machte die Absicht des Festes bekannt: »daß die Frau von Wildenstein heute ihre Tochter Adelheid dem Grafen von St. Amand zur Gattin versprochen habe, und daß die Trauungsfeierlichkeit am dritten Tage seyn werde.«

Von dem dienenden Edelknaben an bis zum ersten Minister sahen sich alle erstaunt an, einige beneideten die Mutter, andere die Tochter, die Herren aber alle den Amand. Die Fürstin blickte verächtlich nach ihm; er zitterte. Adelheid stand vor ihr und sank jetzt ohnmächtig in ihre Arme. Man trug sie in der Fürstin Zimmer. Die Mutter erschrak, aber der Stolz und der noch mächtigere Zorn verdrängten bald den Schrecken; sie eilte der Tochter nach, um sie in die Gesellschaft zurück zu führen. Adelheid lag ohne Besinnung. Als sie sich erholte, seufzte sie: »Karl! ach Karl!« — Die Fürstin vergoß Thränen, die in die Seele der Mutter fielen. Aber diese fühlte sie nicht, und verstand

auch nicht die bedeutenden Worte der Fürstin: »Adelheid stirbt den Tod für treue Liebe.« So sehr betäubte sie der Stolz und der Aerger. Fest war sie entschlossen, ihr Wort zu halten.

Adelheid wurde in der Fürstin Wagen nach Hause gefahren. Hier erholte sie sich etwas durch den freiern Lauf ihrer Thränen. In dieser Stimmung war der Brief geschrieben, welchen Karl in London erhielt. Hannchen trug ihn heimlich in dieser Nacht auf die Post.

Die Frau von Wildenstein war ihrer Tochter nach Hause gefolgt, hatte aber nicht den Muth, sie an diesem Abende zu sehen. Eingebildete Schande und beleidigter Stolz kämpften in ihrer Seele mit einer geheimen Schaam und dem Gefühl der Ungerechtigkeit. Die ersten siegten.

Das ganze Haus nahm Antheil an den Leiden der geliebten Adelheid, nur nicht die Mutter und Hubert. Dieser war wie ein Missethäter, der sich aus dem Verbrechen heraus und einen Unschuldigen hinein gelogen hat. Zitternd kam er auf Befehl

der Mutter in ihr Zimmer. Sie saß in ihrem Divan und heulte ihm ihren Kummer in abgebrochenen Tönen entgegen. Hubert mußte mehr errathen, was vorgefallen sey, als er aus ihren Worten vernahm. Mit ängstlicher Stimme fragte er:

»Was wollen Sie nun thun?«

»Was ich vorher hätte thun sollen, mit Adelheid die Sache überlegen, damit wir über die Geschichte einen Mantel werfen und unsere Ehre retten.«

»Dieser Akt beweist, daß Adelheid gesonnen ist, ihre Persönlichkeit und den damit verbundenen freien Willen geltend zu machen. Aber ....

»Verschonen Sie mich jetzt mit Unsinn. Ich sage Ihnen, meine Ehre ist angegriffen, mein Stolz ist beleidigt, meine mütterliche Autorität gekränkt, sie fordert Ersatz. Adelheid muß sich in meinen Willen fügen und ihre Empfindungständeleien als Frau Gräfin von Amand ablegen. Dies ist mein Entschluß, nehmen Sie darnach Ihre Maaßregeln. Schlafen Sie wohl.«

So unangenehm ihm diese ernstliche Sprache auf der einen Seite war, so angenehm war sie ihm auf der andern, denn sie stärkte seine Hoffnungen, die ihm mehr am Herzen lagen, als Adelheidens Glück.

»O Hubert, du hast die Vernunft und die Gefühle der Mutter verschroben, du hast ihr die Weiblichkeit geraubt und sie aus der Reihe der Mütter gerückt, du hast edle Gefühle bekämpft und schreckliche Leidenschaften gestärkt. O Wahn! wohin führst du die Menschen! Dein Gewissen, Hubert! Höre diese Stimme und handele als Mensch, sey mitleidig, sey gerecht, und träume nicht in dieser Nacht schwarze Plane zum Verderben der Tugend. Du wirst ein Mörder.« —

Dies schien ihm eine leise Stimme zuzurufen. Er achtete sie nicht, und gab Amand noch in dieser Nacht Nachricht von dem, was vorgefallen war, und ermunterte ihn, das angefangene Werk zu vollenden.

Adelheid hatte die Nacht in Thränen zugebracht, und doch wünschte sie, daß sie noch lange

dauern möchte. Sie hätte versucht Entschuldigungen und Entschlüsse aufzusuchen, aber es war unmöglich. Karl war in ihrer Seele, und Amand vor ihren Augen, jenen liebte sie wie ihr Leben, und diesen mußte sie verabscheuen! Jeder Entschluß wurde durch den Gedanken an die Mutter vernichtet. Sie hatte Liebe geschworen, wo sie Liebe empfand, und sollte lieben, wo sich ihr Gefühl empörte. Ach Karl! seufzte sie, ich bin verlohren, aber ich bin dir treu bis in den Tod, auf meinem Grabe sollst du noch den liebenden Hauch meines Geistes vernehmen! — Gott, erweiche das Herz meiner Mutter! Sie weinte laut. —

Wer beschreibt die Empfindungen eines liebenden Mädchens, wenn sie die eiserne Hand der Mutter ins Elend stößt! O, es ist fürchterlich das Leiden, an einen Mann gekettet zu werden, den das Herz zurück stößt! Die Liebe kämpft den langsamen Todeskampf, die Blüte des Lebens verwelkt in Thränen, und die Zitrone und der Roßmarinstengel in der Hand der Entschlafenen sind schreckliche Richter der Aeltern. Die Enkel, als Kinder der

Pflicht — stehen kalt an dem Sarge der Mutter, wenn Kinder der Liebe — weinend die Entschlafene mit Rosen bestreuen und sich traulich an den Vater schließen, wenn er der Geliebten seines Herzens den letzten Kuß auf die kalten Lippen drückt. —

Um sieben Uhr erhielt Adelheid Befehl in das Zimmer der Mutter zu kommen. Sie kam mit verweinten Augen. Es fehlte ihr sogar das deutliche Bewußtseyn, welches die Unschuld vor dem Richter furchtlos erhält. Sie hatte nichts gethan, was ihr Herz verdammte, und dennoch fühlte sie etwas, das den Schein verletzter Pflicht trug, wobei aber die Ueberzeugung fehlte. Sie und ihr Herz waren hier der Gegenstand der Verhandlung, daher ihr die erste Stimme gebührte, und da man ihr diese nicht verstatten wollte, wie ihr Hubert schon an diesem Morgen gesagt hatte: so drängte sich ihr das Gefühl der Ungerechtigkeit so lebhaft auf, und sprach so stark gegen den Gehorsam, daß sie in Gefahr war die Mutter aufs höchste zu beleidigen, indem sie die Pflicht gegen sich selbst erfüllte.

Jetzt stand sie vor der Mutter, hörte sie von Kindespflichten, Aelternrechten und verletzter Ehre reden, und vermochte nichts zu antworten. Nur Thränen hatte sie und keine Worte. Als aber die Mutter in dem entschlossensten Tone sagte:

»Adelheid, du hast mich beleidigt und meine Ehre beschimpft, dies mußt du dadurch wieder gut machen, daß du Morgen den Grafen von St. Amand heurathest;«

so bat und flehete sie:

»Mutter, schonen Sie meiner! ich kann den Mann nicht lieben, weil ich ihn nicht schätzen kann. Mein Gefühl und meine Vernunft widersprechen. Mutter! beste Mutter! verzeihen Sie, ich liebe Karln!«

»So! das habe ich also dem alten Obersten zu danken? Hat er in seinem Gallenfieber seine Galle in einem Briefe an Dich ausgeschüttet, um sie mir zu überbringen?«

»Nein, der sterbende Greis ermahnt mich wie ein Vater seine Tochter. Mutter! er hat Ihnen vergeben, sterbend hat er Ihnen vergeben, und diese

Vergebung habe ich Ihnen gebracht. Aber Gott kann Ihnen nicht vergeben, wenn Sie den Haß von dem Vater auf den Sohn übertragen.«

»Adelheid! Vergiß nicht die Mutter!«

»Mutter! ich verehre Sie, ich bete Sie an, wenn Sie meine Bitte erhören. Karl flehet mit mir!«

»Schweig, und nenne mir nicht diesen Namen. Der erste Mann nach dem Fürsten soll diesem Jünglinge nachstehen! Adelheid, begreift Deine Vernunft hier das Recht?«

»Ach, liebe Mutter! meine Vernunft begreift es, weil sie mein ist, die Ihrige würde es auch begreifen, wenn . . .

»Adelheid, Adelheid! — Ich will Dein Glück, und habe bei dieser Handlung kein Privatinteresse.«

»Sie nicht, liebe Mutter, aber Andere . . .«

»Sey vernünftig, Adelheid; ein größeres Glück kann Dir nie in der Welt begegnen, als dies ist: Amands Gattin zu werden.«

»Liebste Mutter — sie fiel zu ihren Füßen nieder — erbarmen Sie sich Ihrer Tochter! Karl wird mich und Sie glücklich machen. O! wie wollen wir Sie lieben und ehren! Karl wird Sie...

»Schweig, du sollst Karln entsagen und Amand heurathen, dies ist mein Wille, und dies ist deine Pflicht.«

»Mutter! Mutter! ich sterbe, wenn sie mich so verstoßen. Ach! erhören Sie meine Bitte!!

»Deine Bitte erhören? — Fort, gehorche; Morgen ist die Trauung, der Fürst selbst besorgt alles.«

»Ach, der Fürst! seufzte Adelheid, Mutter ich bin verlohren.«

Sie küßte ihr die Hand und taumelte aus der Thür.

Kaum war sie aus dem Zimmer, als sich Amand melden ließ, um seine verächtliche Rolle zu vollenden, worauf der Fürst einen hohen Preis gesetzt hatte. — Der Widerstand reizt die Wollüst-

linge mehr als er sie muthlos macht. — An der Treppe schob Amand dem Hubert das Patent zu einer ansehnlichen Stelle in die Hand, und ging in das Zimmer der Frau von Wildenstein. Er fand sie wie er sie wünschte, und hatte nicht nöthig von seiner gutstudirten Rolle Gebrauch zu machen. Sie versicherte ihn gleich bei dem Empfange: »daß es bei ihrem gegebenen Worte bleibe.« Das Mädchen weiß nicht, sagte sie, welches Glück ihr ein solcher Mann anbietet.

Der Heuchler konnte vor Herzklopfen kaum ein verbindliches Wort hervorbringen. Die Schaam vor sich selbst und das böse Gewissen sind unpartheiische Richter der menschlichen Handlungen.

Amand legte die Ehepakten vor, die allerdings sehr vortheilhaft waren für ein Mädchen, welches auf einen großen Witwensitz siehet. Aber dies waren nicht Adelheidens Absichten. Wo die Liebe und Gegenliebe eine ewige Dauer wünscht, da ist der Gedanke an ein Witwenthum ganz fremdartig.

Nachdem die Geschäfte mit der Mutter vollendet waren, schickte man nach der Braut und ließ

sie zur Unterschrift einladen. Adelheid war nicht zu finden, und Amand mußte abfahren mit der bloßen Versicherung der Mutter, daß sie ihr Wort halten werde.

Er saß in seinem Wagen und ärgerte sich über sich selbst. Die Sache schien ihm zu teuflisch, und hing mit seinem eigenen Interesse zu sehr zusammen, als daß er sich, seiner sonstigen Gewohnheit nach, so leicht hätte darüber hinwegsetzen sollen. Er sahe, daß ihn hier seine Kunst verließ, und wenn ihm auch noch ein Strahl der Hoffnung leuchtete, so drängte sich wieder der Zweifel herbei, ob er dem Fürsten sein Versprechen halten wolle! —

Adelheid hatte sich an Hubert gewandt, und war mit ihm in den verborgensten Winkel des Gartens gegangen, um ihn zu beschwören, das Unglück abzuwenden, welches über ihrem Haupte schwebte. Der Mann war hart wie Eisen, sein Herz hatte keine magnetische Kraft, die es zu dem Unglück hinzog, und Thränen des Mitleids kannten seine Augen nicht.

»Hubert, ich bitte, ich beschwöre Sie,« so redete sie ihn an in der kleinen Laube bei der Thür, »retten Sie mich. Sie allein vermögen es. Meine Mutter verstößt die Tochter.«

Hubert. Die Mutter verstößt Sie nicht, sie will Sie erheben. Sie kennen den Lauf der Welt noch nicht; tausend Mädchen würden begierig nach dem Manne greifen, den Sie zurück stoßen.

Adelheid. Hubert, retten Sie mich, oder Sie morden mich. Ich kann den Mann nicht lieben, mein Herz ist nicht mehr mein. Ach Karl! Karl! wenn du sähest, wie ich hier flehe, zu dem Manne flehe, der kein Herz hat! — Geliebt haben Sie wohl nie, Hubert?

Hubert. Das thun Kinder, Männer sind vernünftig.

Adelheid. O wären Sie doch jetzt ein Kind, so würden Sie menschlicher seyn.

Hubert. Ich begreife nicht, wie Sie sich so sehr gegen eine Heurath erklären, die Ihre Ver-

nunft rechtfertigen muß. Sind das die Früchte von den Lehren der saubern Demoiselle Sincére?

Adelheid. Ich bitte um Schonung für meine Freundin. Sie hat mich freilich gelehrt, daß ich nie heurathen sollte, wenn mein Herz nicht die Wahl billigte, aber darum sollte sie Ihre Hochachtung verdienen, und nicht Ihren Spott.

Hubert. Vergessen Sie das. — Alles Heurathen ist konventionell, und man kann sich ja bei jedem Vertrage den freien Willen reserviren. — —

Adelheid. Hubert!!

Dieser Ton, und der Blick, der ihn begleitete, verrieth das tiefgekränkte Gefühl, und hätte einen Menschen beschämt, aber Hubert lächelte und bemühte sich um desto mehr, die Sache annehmlich darzustellen. Seine Zweideutigkeiten beleidigen jedes feine Gefühl, also weg davon. Adelheid hörte sie beinahe ohne Besinnung an und weinte.

»Gott!« seufzte sie, »hast du mich ganz verlassen, bin ich nicht dein Kind mehr! Gabst du mir ein liebendes Herz, damit es Menschen zerreis-

ßen sollen! Ach nein, du bist mein Vater, hilf mir, rühre das Herz dieses Mannes!«

Hubert sahe vor sich nieder; seine Füße zitterten. »Adelheid,« sagte er, Sie haben eine Mutter, und dieser sind Sie Gehorsam schuldig.«

Adelheid. Ach! diese Mutter ist jetzt nicht mehr Mutter. Hubert! Sie haben mir die Mutter geraubt, o rauben Sie auch mich mir selbst.

Hubert. Sie müssen gehorchen, dies ist der Tochter Pflicht.

Adelheid. Mann, wenn Sie noch ein Herz haben, wenn noch ein Funken des Mitleids in diesem Herzen ist, wenn Sie ein Gewissen haben, und wenn Sie einen Gott glauben, so beschwöre ich Sie bei diesem allen, erbarmen Sie sich meiner! Morden Sie mich nicht langsam, hier ist ein Instrument! Tunken Sie Ihre Hand in mein Blut, und ich will diese Hand sterbend küssen. Karl! ich bin Dir treu bis in den Tod. — Zögern Sie nicht, Hubert! Es ist Ihnen besser, eine reine Seele zum Himmel zu schicken, als eine befleckte in die Hölle zu stoßen! —

Sie sank zu seinen Füßen nieder, umfaßte seine Kniee: — »Hier liege ich, Hubert, ich bin bereit!«

Das knieende Mädchen, das Messer auf der Erde, erschreckte den Mann, er kehrte das Gesicht weg, versprach Hülfe und — that das Gegentheil.

Der Tag verging in Unruhe und Thränen. Adelheid betrachtete ihn als den letzten ihres Lebens. Am Abende kam Hubert, auf welchen sie ihre letzte Hoffnung gesetzt hatte, in ihr Zimmer, und versicherte mit trauriger Miene, alles gethan zu haben, was er gekonnt, aber es sey alles vergebens gewesen. Hierzu fügte er noch einige Beruhigungsgründe. Allein Adelheid sahe und hörte ihn nicht mehr, ihre Augen waren voll Thränen und ihre Brust voll Seufzer. Der Schmerz verwandelte sich in Verzweiflung; sie sank in gänzlicher Betäubung auf ihr Ruhebette nieder. O, hätte sie jetzt die Mutter gesehen, sie wäre erweicht worden, aber die Frau von Wildenstein sahe sie und blieb

ungerührt. Wie viel vermag die Leidenschaft, durch die kalte Vernunft gestärkt, über die natürlichen Gefühle der Menschheit! —

Die Frau von Wildenstein befahl der Kammerjungfer, Adelheiden in das Bette zu bringen, sie selbst ging mit Hubert nach ihrem Zimmer. Die leidende Unschuld lag auf der Decke und jammerte laut über ihr Schicksal; sie rief den Himmel und ihren Karl um Hülfe an. Hannchen saß vor dem Bette und weinte. Nach einer langen Zeit wurde Adelheid ruhig und befahl dem Mädchen, sie zu verlassen und sich zur Ruhe zu begeben.

Als das Mädchen hinausgegangen war, brach Adelheid in die Worte aus:

»Mutter, du mordest eine Tochter, die dich zärtlich liebt, du mordest meinen Karl wie seinen Vater. — Karl, wirst du auch die Tochter deiner Vatermörderin noch lieben? — Mutter! vergieb mir diese Klagen, aber warum behandeltest du den Greis so hart, da er es so gut meinte! O, entschlafener Greis, dein Schatten trauert, doch nicht über mich! Ich wollte dir folgen und die Residenz

fliehen, aber ich durfte nicht. — Dein Brief auf dem Todtenbette geschrieben sagte mir mein Schicksal vorher. Hatte dir Gott dies eingegeben? Ich fliehe die Intriguen des Hofes, vor welchen du mich warntest, und bleibe der Tugend und meinem Karl getreu. Dir verkürzte der Kummer das Leben, um mir den Weg zu zeigen. Ich habe Muth genug, ihn zu betreten.»

Sie stand auf, setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb diesen Brief an ihre Mutter.

»Sie haben mich verstoßen und hören nicht »mein Flehen! Sie machen mich unglücklich »und reichen mir nicht die Hand der Hülfe! Sie »fordern von mir Gehorsam, wo mein Herz und »Gefühl sich widersetzen! Mutter! Gott vergebe »Ihnen, wie ich Ihnen alles vergebe. Ich habe »Liebe bis in den Tod geschworen, und muß die- »sen Schwur halten. Es ist das erstemal, daß »ich Sie betrübe, verzeihen Sie mir, ich bitte »kindlich flehend darum. — Gott, du kennst »mein Herz, du weißt, wie schwer mir dieser

»Schritt wird, aber du hast mir ein Gewissen »gegeben; ich folge seiner Stimme. — Mutter! »ich verlasse Sie, aber mein Geist wird immer »bei Ihnen seyn und mein Herz für Sie zu Gott »beten. — Das Bild hier an der Wand erinnere »Sie zuweilen, daß Sie eine Tochter hatten. — »Ich gehe in den Arm der Liebe, oder in den »Arm des Todes. — Leben Sie wohl, geliebteste Mutter, und empfangen Sie hier die Thränen des Abschieds. Leben Sie ewig wohl.

Adelheid.«

Als sie diesen Brief geschrieben hatte, stand sie auf, kleidete sich so schlecht als möglich, nahm von ihren eigenen Kostbarkeiten zu sich, was sie konnte, und gieng aus der Thüre, kehrte aber gleich wieder um, nahm einen kleinen Brief von dem Schreibtische und schob ihn in die Tasche. Die Uhr schlug zwölf. Adelheid zählte die Schläge und näherte sich der Kammer, in welcher Hannchen war. Das treue Mädchen schlief nicht; sie hatte vor der Thüre gestanden, um zu vernehmen, was die Unglückliche beginne.

»Hannchen,« sprach Adelheid und drückte ihr die Hand, verlaß meine Mutter nicht, Gott wird es dir vergelten.«

Das Mädchen weinte auf ihre Hand und versprach die Erfüllung dieser Bitte und hält sie jetzt noch treulich. Sie begleitete Adelheid bis an die Thür des Gartens, die auf das Feld führt, (die kleine Residenz hat weder Mauern noch Thore,) und hier lagen sie sich noch einige Augenblicke im Arme und weinten. Das Mädchen ging zurück und Adelheid dem Walde zu.

Am Morgen war die Bestürzung im Hause unbeschreiblich groß. Die Mutter lief in Adelheidens Zimmer, fand den Brief und las. — Ihr Herz klopfte, ihr Gewissen erwachte. Sie weinte, sie jammerte, sie zerriß ihre Haare und wiederholte die Worte: »Mutter! ich sterbe, wenn Sie mich so verstoßen!« Stolz, natürliches Muttergefühl, das Bewußtseyn der Hartherzigkeit und Ungerechtigkeit, mit den Aussichten auf das gewisse Unglück der Tochter, bestürmten sie so sehr, daß

ihr Zustand an Wahnsinn gränzte. Bald rief sie Hannchen, bald Adelheid! dann knirschte sie mit den Zähnen, dann betete sie vor dem Bildnisse: »Kind, vergieb mir meine Sünden, damit mir Gott vergeben kann.«

Hubert kam, um sie zu trösten, aber seine Philosophie hatte hier keinen Trost, und an die Religion wagte er sich nicht. — Frau von Wildenstein empfing ihn mit so bittern Vorwürfen, daß er eine kleine Bewegung in seinem Herzen fühlte. Er ging und machte Anstalten, das Haus zu verlassen und sich auf seinen erworbenen Posten zu begeben.

Als der Fürst und Amand die Flucht Adelheidens erfuhren, war ihre Bestürzung nicht geringe. Es wurden sogleich Befehle gegeben, sie zu verfolgen und zurück zu bringen, ja der Fürst vergaß sich selbst in diesem Augenblicke und erklärte die Verlobung mit Amand für nichtig, und gab Adelheid ihren freien Willen.

Alles Nachsuchen und Nachforschen war vergebens. Adelheid war nicht zu finden. Die hundert

Dragoner des Fürsten mußten den Wald umringen, während daß funfzig Husaren die ganze umliegende Gegend durchstrichen, und andere an die entfernten Grenzen bestimmte Befehle brachten. Adelheid war verlohren. Nach acht Tagen meldete ein Beamter, daß ein Schäfer an einem Flusse eine Haube gefunden, daß man aber in dem Flusse selbst noch nichts von einer Ertrunkenen entdeckt habe, man werde indeß weiter zwischen die Felsen gehen, und mache dazu die gefährlichen Anstalten. — —

Mich schaudert, fuhr Wildenstein fort, wenn ich an diese Scene denke. Sehen Sie diesen Abgrund? Wer würde da einen Todten heraufholen? Dieser Fluß war in des Amtmanns Berichte gemeint.

Wildenstein weinte und sahe über das Kenotaphium in den Wasserfall hinab. William war bis in das Innerste erschüttert, und wagte nicht, ihn um die weitere Erzählung zu bitten. Nach einiger Zeit fuhr er von selbst fort.

Am Abende nach Adelheidens Flucht kam die Fürstin zu der Frau von Wildenstein, um sie zu

tröſten, leider aber waren ihre Gründe nicht hinreichend, und unglucklicher Weiſe ließ ſie dieſe Worte entfallen:

»Sie haben gewiſſermaßen Urſach, froh über die Entweichung Ihrer Tochter zu ſeyn, weil Sie dadurch der Schande einer fürſtlichen Kupplerin entgangen ſind.» — —

Dieſe Worte zogen mit einemmale den Schleier vor ihren Augen weg, und fuhren als giftige Dolche in ihr Herz. Empfindungen der bitterſten Reue, des Unwillens, des Abſcheues, des Niederträchtigen bemächtigten ſich ihrer ganz, und mütterliche Härte und eigene Schuld drängten ſich ſo ſtark hindurch in die Seele, daß ſie nur noch eine Idee feſthalten konnte. »Adelheid ſtand vor ihren Augen, und Adelheid forderte Gerechtigkeit.« —

In dieſer Verſtandeszerrüttung mußte ſie die Fürſtin verlaſſen, und ſie iſt ſeit der Zeit in dieſem Zuſtande geblieben, in welchem Sie ſie geſehen haben. In ihren Ideen iſt eine ſonderbare Miſchung des Vernünftigen mit dem Unvernünftigen. Auf

den unbestimmten Bericht des Amtmanns, den sie erfuhr, faßte sie den Entschluß, der Welt zu entsagen und hier in diesem Felsen ihre Bußzeit anzufangen. Zwei Jahre schon beweint sie ihre Tochter und hat sogar den Geburtstag derselben vergessen, welcher heute ist. Dies wäre der erste Tag in ihrem zwanzigsten Jahre. Ich bin zu dieser Feier hierher gekommen. — Dieser Felsen gehört zu meinem Territorium, und ich habe der Einsiedlerin alles gegeben, was sie zur Erbauung ihrer Zellen nöthig hatte.

»Was that Karl?« fragte William.

Als er den Brief in London erhalten hatte, eilte er auf Flügeln verzweifelnder Liebe nach seinen Gütern. Ach, es war zu spät! Eine Gallenkrankheit, wozu ein Schlagfluß kam, hatte den Vater der Welt entrissen. Er hatte einen heftigen Streit mit der Frau von Wildenstein gehabt, wegen der Entlassung der Hofmeisterin, welche er für Adelheidens größte Freundin hielt. Er erbot sich, diese beiden Freundinnen zu sich zu nehmen, damit die

Mutter ökonomisch reicher in der Residenz leben könnte. Diese fand sich beleidigt und belohnte die Gutmüthigkeit des biedern Greises mit bittern Grobheiten. Er verschmerzte sie und erneuerte seine Bitte, als sie schon in der Residenz war, ja er wurde dringend, weil er Adelheidens Tugend auf einer schlüpfrigen Bahn sahe. Er kannte den Hof und den Fürsten und sprach im prophetischen Geiste, welchen die Mutter verlachte und den alten Mann persiflirte. Endlich wurde er hitzig und sprach in einem männlichen und drohenden Tone. Jene wandte sich an den Fürsten, und dieser ließ ihm in einem Kabinetsschreiben, welches eine sehr gangbare Waare hier war, den Befehl zugehen, sich nicht in die Familiensachen der Frau von Wildenstein zu mischen. Sie selbst begleitete dies Schreiben mit ein paar Zeilen des bittersten Spottes. Dies war die Ursach seines Todes. Einen Brief von ihm an Adelheid hat diese mitgenommen.

Karl weinte auf seines Vaters Grabe, brachte seine Papiere in Ordnung, und beschloß dann sogleich zu der Frau von Wildenstein zu reisen. Dem

Gerichtshalter trug er die Besorgung seiner übrigen Geschäfte auf. Als Heinrich am andern Morgen früh die Pferde vorführte und Karl aufsitzen wollte, kam der Verwalter mit einem Briefe in der Hand.

»Diesen Brief,« sagte er, »habe ich jetzt erst wieder gefunden. Vor vier Wochen kam des Abends spät ein junges Frauenzimmer und bat mich, Ihnen denselben zu überreichen. Sie bat zugleich um ein Nachtlager, ich habe es ihr nebst Kost gewährt. Es war ein schönes Mädchen, nur hatte sie zu viel geweint, ihre Augen waren noch ganz trübe. Am andern Morgen habe ich sie nicht wieder gesehen. Sie war zu früh weggegangen.

Karl erkannte sogleich Adelheids Hand; er riß den Brief auf und las:

»Ich bin meiner Mutter entflohen, weil dies meine einzige Rettung war. Du konntest mich nicht retten, ich mußte es selbst thun. Ich fühle, daß ich einen Fehler begangen habe, aber Gott wird ihn mir verzeihen. Sorge für meine Mutter, wenn Du kannst. Ich gehe nach London,

um Dich zu suchen, kommst Du früher hierher, oder treffen wir uns nicht auf dem Wege — ich werde mich sorgfältig erkundigen — so mag Dich dieser Brief unterrichten, wo Du mich finden kannst. Lieber Karl! ich gehe Dir nach bis in den Tod.«

Deine Adelheid.

Nun eilte Karl sogleich zu der Frau von Wildenstein. Hier vernahm er von Hubert selbst, den das böse Gewissen wieder hieher getrieben hatte, die Geschichte seiner unglücklichen Adelheid. — Auf Huberts Seele liegt zehnfache Höllenangst, und sein Gesicht verbleicht von innern Qualen. Reue, tiefe Reue nagt an seinem Herzen; er verflucht sein Schicksal und die fürstliche Kabale.

Der Fürst ließ Karln fordern, wahrscheinlich um sich zu rechtfertigen, aber dieser überwand sich nur mit Mühe ihm als Fürsten zu begegnen.

Nach diesen Hindernissen eilte Karl nach London. Sein voriger Wirth wunderte sich über die Ursach seiner Ankunft, und versicherte kein Frauen-

zimmer gesehen zu haben, die einer beschriebenen Adelheid ähnlich wäre. »Sie muß hier gewesen seyn,« sagte Karl, »denn sie weiß die Nummer Ihres Hauses.« — »Gleich nach Ihrer Abreise,« antwortete der Wirth, »war ein Mädchen hier und fragte nach Ihnen, ich hielt sie für eine Wäscherin oder für die Kammerjungfer irgend einer Lady von Ihrer Bekanntschaft; diese können Sie doch wohl nicht meinen? Es war übrigens ein sehr schönes Mädchen, etwa siebzehn Jahr alt.«

»Wie lange ist es, daß sie hier war?«

»Sie reisten am dritten Junius ab, also — — am fünften.«

»Gewiß, sie ist es gewesen, sie ist zur See bei mir vorbei gegangen,« rief Karl, »Herr Fox, sagen Sie mir, wo ist sie hin? geschwind, ich muß ihr nach.«

»Ja, lieber Herr, das kann ich Ihnen nicht sagen; sie ist die Straße da hinauf gegangen, vielleicht nach St. James.«

Ach, Adelheid! seufzte Karl, du bist verlohren, ich suche dich, bis ich dich finde, oder sterbe.

Nun trat er seine Wanderschaft an, bald zu Fuße, bald zu Pferde. Anderthalb Jahre durchstrich er ganz England, Holland und die benachbarten Provinzen, und fand keine Spur von Adelheid. Alle Dörfer, alle Meierhöfe durchsuchte er, »Adelheid war nicht zu finden.« Er kehrte endlich auf sein Landgut zurück, und trauerte über seines Vaters Grabe, und beweinte seine Adelheid. Todt ist sie, sagte er, und sterben wird auch Karl! — Er kam zu dieser Einsiedlerin und fand sie an einem Sarge knieen . . . . .

Hier hielt er plötzlich ein, und sahe auf das Kenotaphium.

»Nun der Sarg?« fragte William.

»Ist das Bild der Leiden und auch der Hoffnung für die Mutter und für — mich. Ich bin der unglückliche Karl selbst. — Diese Wildnisse durchirre ich, und rufe Adelheids Namen dem Echo zu, grabe ihn in Bäume und Steine, und harre der Stunde meiner Auflösung mit Sehnsucht entgegen. — —

»Ich bedaure Sie, edler junger Mann!« fing William an. »Todte kann ich freilich nicht erwekken — dies will der Allmächtige allein. Freuen Sie sich des künftigen Wiedersehens.

— Karl schlug an seine Brust, hob die Augen voll Sehnsucht zum Himmel empor, und weinte. —

»Die Zeit, und die göttliche Kraft der Religion hat nie vergebens gegen den Schmerz gekämpft. Nehmen Sie sie zu Ihrer Stütze, und kehren Sie in die Welt zurück, oder begleiten Sie mich auf meinen Reisen, die Zerstreuungen werden Ihre Gefühle besänftigen, und Ihre Krankheit erleichtern.«

»Ich danke Ihnen für Ihr Mitleid, aber Ihre Arzenei, lieber William, ist nicht heilsam für mich. Die Religion ist meine einzige Stütze, ihr Balsam erleichtert wenigstens meinen Thränenfluß, wenn ich da oben hinschaue, wo Adelheid wohnt, und Sehnsucht und Hoffnung füllen mein Herz, wenn ich mir die ewige Liebe denke, die Adelheid fur mich dort aufbewahrt, und sich über ihre Tugend freuet. Aber die Zeit scheint an mir ihre Wirkung verloh-

ren zu haben. Lieber William, noch scheinen Sie nicht zu wissen, welche Kraft die Gefühle in dem Menschen haben. Auf Ihrer Reise kann ich Sie nicht begleiten, weil ich für die Einsiedlerin sorgen muß. Sie ist an meinem Unglück Schuld, aber sie sie ist Adelheidens Mutter. — — —

William fühlte sich ganz von Mitleid durchdrungen. Der Anblick des Traurenden war ihm peinlich, weil er seine Leiden nicht zu erleichtern vermochte. Er stand auf, nahm Karln bei der Hand, und führte ihn den Felsen hinan. Dieser blickte oft nach dem Abgrunde zurück und seufzte Adelheid!!

Als sie in die Einsiedelei traten, saß die Frau von Wildenstein auf ihrem Bette und las ein beschriebenes Blatt:

»Sollte ich mich der Sehnsucht nach einem so geliebten Leben schämen? Nach welchem Maaße aber soll ich sie messen? Adelheid! in meinen Klagen finde ich dies Maaß noch nicht. — —

»Wer mißt die Liebe nach einem Maaße! seufzte Karl, meine Liebe ist unendlich, wie ihr Ursprung.

Am Throne des Ewigen reicht mir Adelheid die Hand, der Allvater segnet uns, und wir mischen uns unter die seeligen Geister, und feiern ein Fest ewiger Liebe und reinerer Tugend.«

»Adelheid!« las die Mutter weiter, »in deinem Sarge liegen meine Wünsche und meine Freuden.«

»Die meinigen reichen bis zum Himmel,« antwortete Karl.

Jetzt erst bemerkte sie die beiden Männer. Sie zerriß ihr beschriebenes Blatt.

Nach einer kurzen Unterhaltung empfahl sich William der Einsiedlerin, und begleitete den Herrn von Wildenstein nach seinem Schlosse. Hier genoß er etwas Speise, und eilte dann nach dem Dorfe, wo sein Wagen war.

Bei dem Abschiede trauerten die beiden neuen Freunde. Karl weinte, und William hob das Gesicht zum Himmel und rief: »ich komme wieder, wenn Der dort oben will. Heute über ein Jahr stehe ich hier vor Ihnen, und freue mich entweder

Ihrer Genesung, oder beweine mit Ihnen ihr Schicksal.«

So schieden sie mit einem herzlichen Kusse und warmen Händedrucke.

Als William sich selbst und seinen Empfindungen überlassen war, und mit seinen Gedanken in der Einsiedelei herumschwärmte: so drängten sich ihm mancherlei Bemerkungen auf, die wir hier mittheilen wollen, weil sie uns seine Denkungsart zeigen, und vielleicht auch nicht ohne Nutzen für unsere Leser sind.

Es giebt der Thorheiten in der Welt so viele, aber keine ist schrecklicher, als die Thorheit der Aeltern, die die Neigungen der Kinder gewaltsam bekämpfen will. Sie streitet wider die Natur, und vernichtet Wesen, ehe sie den Zweck erfüllten, der ihnen in der Schöpfung bestimmt ist. Harte und ungerechte Befehle der Aeltern, und eigensinniger Zwang werden die Quelle namenloser Leiden für die Kinder, weil Gehorsam mit eigenem Glücke im Wi-

derspruche stehet, und das feine Gewissen in der Entscheidung zweifelhaft ist. Dieser Zweifel führt zu Dolchen und Giftbechern; er zerfrißt die feinfühlenden Herzen, und begräbt die Tugend durch eine widernatürliche Handlung im Grabe oder in der Hölle. —

Mütter! Mütter! über eure Eitelkeit, über euren Stolz weinen unglückliche Töchter, und sterben liebende Jünglinge. Ihr raubt der Welt Kräfte, die ihr gehören, und raubt euren Kindern Freuden, die ihnen der Schöpfer bestimmte! Ihr durchschneidet den Faden des Glücks eurer Geliebten, und geißelt euch selbst mit den Trümmern desselben. In Sehnsucht und geheimen Leiden welkt die Tochter dahin und öffnet nicht einmal das Herz zu Klagen; sie verschließt ihre Wünsche in ihrem Busen, und fürchtet jede Aeußerung derselben als ein Laster; sie durchweint die Nächte und lächelt am Tage, um euch zu schonen; sie dankt euch noch herzlich, wenn ihr dann früh die Fesseln ihres Geistes lösen helft, und eure Gemordete im Sarge mit Rosen bestreuet; mit Thränen bittet sie euch um Vergebung, und vergißt gern, daß ihr sie darum bitten müßtet.

O sie brennen fürchterlich, diese Thränen, auf euren Herzen, und der giftige Dolch trifft auch eure Brust. — Eure Rechte beschränken sich da, wo die Natur ihnen Grenzen setzt, auf welchen Tod und Leben ruhen; ihr überschreitet sie, und euer mütterlicher Stolz will Gefühle in dem Herzen der Tochter bekämpfen, die die Natur ihr gab, und worin die Gottheit das Verhängniß hüllte. Aber läßt sich die Liebe in das System eurer Eitelkeit oder eures Eigensinns bringen? O der Eigensinn der Liebe ist der stärkste von allen, denn er findet seine Kraft in natürlichen Gefühlen. Bekämpft die Liebe, zwingt sie in eure Plane, und sie wird Elend und Unglück, Tod und Verderben gebähren. Triebe der Natur lassen sich nicht beherrschen, und am wenigsten wenn sie die Vernunft rechtfertigt. Jeder Zwang ist hier eine Ungerechtigkeit.

Vorurtheile blenden die Mütter, und machen sie ihre eigene Jugend vergessen, wo sie gern in den Arm des geliebten Mannes sanken und den Spaden nicht gegen den Zepter vertauscht hätten. Sie wollen ihre Töchter gern in einem höhern Stande glänzen sehen! Welch ein Heer von Thorheiten, ge-

fährlich für innere und häusliche Ruhe und Glück, begleitet diese eitele Begierde!! Ach, in der Werkstatt, auf dem Acker, in der Hütte und in dem Pallaste begegnen uns diese traurigen Beweise! — Wenn die Tochter nicht glänzen will, ist dann der Glanz ein Glück für sie? An der Seite des biedern Mannes, in der niedern Hütte, die sie sich selbst erkohr, schläft sie ruhiger, wenn die Liebe sie einwiegt, als in dem Pallaste, wo ihr die Brautkammer ein Gefängniß und die Liebe ein Thränenbad ist. — Wahre Liebe macht glücklich beim Wasserkruge, und glückliche Kinder zu sehen ist der Aeltern größtes Glück.

Mütter! überschreitet nicht eure Rechte, und zwingt nicht eure Kinder zu dem wichtigsten Schritte ihres Lebens. Leitet die Neigungen eurer Kinder, aber dringt ihnen nicht die eurigen auf. Euer Interesse muß schweigen, wo über die Liebe und das Glück eurer Söhne und Töchter entschieden wird. Die Eitelkeit der Jugend ist verzeihlich, aber die Eitelkeit des Alters ist eine Schandsäule auf dem Grabe der Vernunft.

In diesen Gedanken war William in das Wirthshaus gekommen, wo sein Diener ängstlich seiner Ankunft harrte. Noch an diesem Abende setzte er seine Reise weiter fort.

Paris, dieser große Tummelplatz politischer Vernunft und Unvernunft, war das Ziel, welches er sich vorgesteckt hatte. Hier wollte er Menschen sehen und die Wirkungen ihrer Leidenschaften beobachten. Seine Seele freuete sich über die großen und herrlichen Früchte der gesunden Vernunft und gezügelten Freiheit, und über das aufkeimende Glück künftiger Jahrhunderte, aber sein Herz trauerte auch über die Zügellosigkeit der verwandelten Menschen. Dort sahe er kalte Philosophen über alle menschliche Gefühle hinwegeilen, und hier wieder andere, die sogar die Vernunft und das Gefühl zu Boden traten, dort spekulative Köpfe, die im Schwindel das Unglück von Tausenden beschlossen, und hier andere, die im Rausche des entfesselten Geistes die Befehle vollzogen. Alles schien ihm nicht gut, und wiederum auch nicht alles böse zu seyn.

Der Kampf menschlicher Leidenschaften ist das interessanteste Schauspiel für den Menschen, es erhebt den Geist, aber es drückt ihn auch nieder. Wahn und Irrthum, das Loos aller Sterblichen, verliert sich in Egoismus und Gefühllosigkeit, und erniedrigt den Menschen, aber Wahrheit, Selbstverleugnung, die Quelle der erhabensten Tugend, erheben ihn wieder. William wurde bald überzeugt, daß die Menschen auch hier noch nicht wären, was sie seyn könnten. Nur dann, sagte er zu sich selbst, wird das Menschengeschlecht die höchste Stuffe menschlicher Vollkommenheit ersteigen, wenn die gebildete Vernunft mit dem reinen Gefühl den Weg gemeinschaftlich vorzeichnen, welchen der Enthusiasmus betreten muß. Wenn zwei Führer sich über die richtige Straße zanken: so ist der Wanderer in Gefahr sich zu verirren, und er verirrt sich gewiß, wenn nicht der Zufall ihn rettet.

Nachdem William den Gang dieser Begebenheiten der Zeit und die darin handelnden Menschen beobachtet, und manches Abentheuer bestanden hatte: so verließ er dies Land, durchdrungen von der

Wichtigkeit des Sieges der Menschheit über ihre Unterdrücker, und ging nach Deutschland zurück, in der Absicht, bald heimzukehren in sein Vaterland.

In einer mehr angenehmen als unangenehmen Stimmung betrat er die Grenzen einiger Provinzen, die sich dem Drucke entzogen hatten. Die freiere Luft und die sichtbare Umschaffung des National-Charakters versetzte ihn in eine neue Sphäre. In der Vergleichung des Vergangenen und des Gegenwärtigen liegt etwas, das eigenthümliche Empfindungen giebt, und man muß ein Land unter dem Drucke gesehen haben, und dann wieder sehen, wenn der Druck aufgehört hat, um das Gefühl ganz kennen zu lernen, welches aus dem sichtbar erhöheten Menschenwohl entstehet!

William war ganz in seinen Gedanken und Empfindungen versunken, und hätte nicht einmal bemerkt, daß der Postillion seinen Wagen umwarf, wenn ihn nicht der Schmerz an sich selbst erinnert hätte. Das Schulterbein war im Falle verrenkt.

In der Entfernung lag ein Wirthshaus, und einige hundert Schritte weiter hin ein kleines Dorf. William ließ sich in das Wirthshaus bringen. Es

wurde ein Chirurgus herbeigeholt, welcher die Heilung übernahm. Der Patient litt an heftigen Schmerzen und an Mangel der Pflege und Bequemlichkeit zugleich. Der Wirth war durch den Krieg verarmt, und sein thätiges Mitleid beschränkte sich darauf, daß er für Williams Geld anzuschaffen suchte, was möglich war. Besonders nahm er seine Zuflucht zu dem Prediger des Dorfs. Dieser würdige Geistliche schickte Erfrischungen und kam endlich selbst, um den Kranken zu besuchen. Weil der Zustand desselben, zwar nicht bedenklich, aber doch eine längere Kur erforderte, als man anfangs glaubte: so ließ ihn der Geistliche auf die Pfarre des Dorfes bringen, wo seine Gattin und ein junges Mädchen den Leidenden pflegten.

Die Familie dieses glücklichen Landpredigers, in welche William jetzt eintrat, bestand nur aus drei Personen, die sich in allem selbst genug waren. Mann und Frau waren ein Herz und eine Seele, und Sophie die Freundin von beiden. Dies junge, schöne und muntere Mädchen pflegte den jungen kranken William und sorgte so zärtlich für ihn, daß die Frau Predigerin oft bedeutend darüber

scherzte. Das gute Mädchen schob aber alles auf das christliche Mitleid, welches ihr Herz so stark hinreiße. Wenn sie mit dem mitleidigen Herzen bei der scharfsehenden Freundin nicht durchkommen konnte: so gab sie alles, was sie dem Kranken Gutes that, für eine Folge der beginnenden Freundschaft aus. »Sophie, sagte Louise lächelnd, nimm Dich in Acht, es ist mit der Freundschaft zwischen einem jungen Mädchen und einem jungen Manne so ein eigenes Ding, sie grenzt nahe an die Liebe, und ehe Du dich es versiehest, huscht sie in diese hinein.« — Sophie erröthete und wurde sehr verlegen. Der Prediger, selbst noch ein junger Mann, merkte davon nichts, und es scheint, als habe es ihm seine zärtliche Louise vorsätzlich verhehlt. Ob es William bemerkte, wissen wir nicht, sollten aber doch glauben, daß er es gefühlt hätte, denn in wenigen Wochen war er schon halb genesen, was den Arm betraf. Die Frau Pastorin wollte zwar eine andere Krankheit, die sie »ein Herzensfieber« nannte, in ihm entdeckt haben, weil aber die Symptome noch zu zweideutig und ungewiß waren; so schwieg sie weislich stille.

Das Geheimnißvolle in Sophiens Wesen, die zweideutigen Antworten, ihre Geburt, Verwandtschaft u. d. gl. betreffend, waren William aufgefallen, und hatten manchen sonderbaren Gedanken in seiner Seele hervorgebracht. Wenn er das Gespräch mit dem Prediger dahin zu leiten suchte, so wich ihm dieser stets aus, und Frau Louise antwortete ihm immer spaßhaft, so daß seine Neugier nur noch mehr gespannt wurde.

Indeß verlebte William glückliche Tage in dieser Familie. Mit den Frauenzimmern plauderte er von weiblichen Beschäftigungen, von weiblichen Tugenden, Freuden und Leiden, von weiblichen Gefühlen und Delikatesse; er benahm sich selbst dabei mit einem so männlichen Anstande, Freimüthigkeit und Würde, daß die Frauenzimmer anfingen, ihn für unentbehrlich im Hause zu halten. Ja, Sophie wußte selbst nicht, ob sie seine baldige gänzliche Wiederherstellung ernstlich wünschen sollte. Ihre Empfindungen geriethen immer etwas in Verwirrung, wenn sie an die Schmerzen dachte, die er litt, oder an die Abreise, wenn er gesund sey.

Indeß löste sich doch alles darin auf, daß sie ihm die Schmerzen abzunehmen, aber auch die Abreise hindern zu können wünschte. Es kostete ihr Mühe, ihre wahren Empfindungen dem Prediger zu verbergen, bei Louisen nahm sie es so genau nicht, und diese wollte einigemale bemerkt haben, daß sie seufze, und daß sie Williams Hand sanft drückte, wenn er die ihrige küßte. Dies halten einige für Nebendinge, ob sie es auch hier waren, wird sich bald zeigen.

So sehr William den Frauenzimmern gefiel, so sehr interessirten sie ihn wiederum, und besonders die liebe Sophie, zu welcher er sich durch eine geheime Kraft stark hingezogen fühlte. Der Kenner des menschlichen Herzens hätte sie für etwas mehr als Neugier, oder auch Dankbarkeit genommen, wofür es William nahm, wenn er mit sich Rücksprache hielt. Wenn er nicht mit dem Prediger lustwandelte, oder über philosophische Gegenstände redete, worüber dieser als Mann von gesundem Verstande und reinem Gefühle mit praktischer Weisheit sprach; so suchte er stets die schöne Sophie auf.

Ja oft zog er ihre Gesellschaft allen gelehrten Gesprächen vor, die er sonst sehr liebte, und empfand schon wieder eine herzliche Sehnsucht, wenn er das Mädchen kaum verlassen hatte. Der sanfte Händedruck eines schönen Mädchens hat eine bezaubernde Kraft, sie fährt in die Seele des jungen Mannes und richtet da Unordnungen an, wie die elektrische Materie des Blitzes in einem Hause. Ein solcher Blitz war in Williams Herz gefahren, und er wußte nicht, ob er den Brand löschen sollte, oder nicht. Er betrug sich dabei eben nicht weislich, indem er der Gefahr nicht auswich, und noch mehr Oehl in das Feuer goß.

Es gehet uns armen Erdensöhnen gewöhnlich so, daß wir der Gefahr am nächsten sind, wenn wir am entferntesten zu seyn glauben. An einem schönen Abende des Maimonats ging William mit dem Prediger im Garten umher, und besahe die Blumen und Kräuter. Beide vertieften sich in Analogien der Körper- und Geisterwelt, wobei William ganz in Enthusiasmus gerieth über den wunderbaren Zusammenhang der physischen und geisti-

gen Kräfte und über den wechselseitigen Einfluß derselben auf einander. Sie wanderten zwei Stunden umher und vergaßen die Frauenzimmer im Hause. Diese aber hatten unsere Philosophen nicht stören wollen, und waren allein um das ganze Dorf gegangen. Jetzt traten sie mit lachenden Gesichtern in die Hinterthüre des Gartens.

Sophie neckte scherzend William, daß er lieber im Garten philosophire, als mit den Damen spatziren gehe. Sie sahe ihn dabei so bedeutend an, daß er sich wirklich etwas schämte. Indeß faßte er sich bald und gab ihr eine galante Replik zurück, worauf dann eine Duplik und Triplik folgte, bis ein Arm in dem andern hing. Louise küßte ihren Gatten und strich ihm schmeichelnd das Kinn. Man erneuerte die Promenade, und Sophie und William glaubten den Abend noch einmal so schön zu finden, als vorher. Sie vergnügten sich mit der Aufsuchung der Analogien der Herzen, und besonders der weiblichen und männlichen Empfindungen. Der Prediger folgte durch die schönen Wiesen nach, und lachte heimlich, als er William behaupten hörte:

»das männliche Herz verhält sich mit seinen Empfindungen zu dem weiblichen, wie die Sonne mit ihren Strahlen zu dem Monde.» — Sophie wollte dies nicht einräumen und bewies: »das weibliche Herz vereinige mit den erwärmenden Strahlen der Sonne auch die Milde des Mondes, und sey also mit dem männlichen gar nicht zu vergleichen, welches wie der Uranus zu entfernt sey, als daß es mit den irdischen Dingen einen genauen Zusammenhang haben sollte. Die Männer fühlen noch nichts, sagte sie, wo die Weiber schon lange entschieden haben.« —

»Wie,« sagte William, »wir sollten nicht fühlen, nicht empfinden, was menschlich ist, was mit unserer Natur verwebt ist? Sie irren sehr, Sophie, wir fühlen vielleicht nicht so fein, als Sie, aber wir fühlen stärker.« — Aus einer Uebereilung drückte er ihr die Hand, die auf seinem kranken Arme hing. Sophie schien diesen Druck als die beste Widerlegung ihrer Zweifel anzusehen, und wurde still. William hatte in der That mehr verrathen, als er verrathen wollte; er hatte in Sophiens

Worte einen weitern Sinn gelegt, als wohl eigentlich darin lag. Kurz, er betrug sich wie ein Liebhaber, der vergessen hat, daß er seiner Geliebten sein Herz noch nicht entdeckt hat, und dies als geschehen voraussetzt, und durch kleine Zweifel beleidigt wird.

Dieser Abend war sehr wichtig für Sophien, und an Williams Arme wäre sie bis Mitternacht durch alle Fluren gewandelt, wenn nicht der Prediger die Schläge der Dorfuhr zehnmal gezählt und an den Heimweg erinnert hätte.

Als sie in der Pfarre angekommen waren, entfernten sich die Frauenzimmer, um der Ruhe zu pflegen, William aber setzte sich zu dem Prediger und bat ihn um einige Nachrichten von Sophien. »Das Mädchen ist mir so wichtig geworden,« sagte er, »daß ich ohne Befriedigung meiner verzeihlichen Neugier nicht von Ihnen abreisen kann.«

»Verzeihlich nennen Sie Ihre Neugier schon zum voraus?« antwortete der Prediger lächelnd. »Nun, ich verzeihe sie Ihnen, aber verzeihen Sie mir auch, wenn ich sie nicht befriedigen kann. Ein

Versprechen, welches ich Sophien gethan habe, bindet mich. Nur so viel kann und darf ich Ihnen sagen, daß sie gar nicht mit mir verwandt ist. Sie ist seit zwei Jahren — in meinem Hause, und ich betrachte sie als meine Schwester. Ich saß einst mit meiner Louise, die ich vor kurzer Zeit erst geheurathet hatte, auf dem Hügel hinter dem Garten und sahe die Sonne untergehen. Sophie kam den Weg herauf, näherte sich uns und bat um ein Nachtlager. Wir nahmen sie auf wie sie war, und bereuen es nicht, daß wir sie aufnahmen, denn ein so liebes Geschöpf giebt es wohl nicht mehr in der Welt, als unsere Sophie ist. Sie erzählte mir mit Thränen, daß sie einer hartherzigen Mutter entlaufen sey, um nicht auf ewig in Fesseln der ärgsten Sklaverei zu liegen. — Das übrige mag sie Ihnen selbst erzählen, und Ihnen ihre großen Leiden schildern, wenn sie will.« —

William war verdrüßlich, daß ihm der Prediger nicht mehr erzählen wollte; er wünschte ihm eine gute Nacht und entfernte sich. War ihm Sophie schon vorher interessant gewesen, so wurde sie

ihm nun noch interessanter. Er fühlte sich in einer kritischen Lage und wollte es sich selbst nicht gern gestehen. Er liebte schon im Herzen die theure Sophie und glaubte es selbst nicht. Ihr Anblick, ihre Leiden, die seine Phantasie beschäftigten und sein Mitleid reizten, gaben ihm ein sonst ungewohntes Gefühl. Wenn sich die Liebe in Sophismen hüllt, so siegt sie allemal. Was uns dabei auffällt, ist, daß William etwas vergaß, was er nicht hätte vergessen sollen.

Als er auf seinem Zimmer war und sich Rechenschaft von diesem Abende ablegen wollte: so wußte er eigentlich nicht, wo er anfangen sollte. »Nein, Liebe ist es nicht,« sagte er endlich, »was ich für Sophien fühle, aber es ist Freundschaft, reine, hohe Freundschaft, für die ich alles, selbst mein Leben aufopfern möchte. Er ging auf und ab in seinem Zimmer und ließ sich durch sein eigenes Herz und dessen schlaue Sophismen willig bestechen.

Es gehet uns Menschen gewöhnlich so, wenn wir die Liebe aus dem Herzen wegläugnen wollen,

dann ist sie am stärksten, und wir täuschen uns nur, um ihr einen leichtern Sieg zu verschaffen. Wir bemühen uns, unsere Empfindungen uns selbst zu verhehlen oder ihnen andere Namen zu geben; sie bleiben aber dieselben, und gewinnen noch an Stärke durch den Widerspruch, den wir uns selbst erschaffen. So gehet es mit der Liebe, wir verstecken sie hinter die Freundschaft, und vergessen, daß diese ein höherer Grad der Liebe ist, und daß zwischen einem jungen Manne und einem schönen Mädchen keine Freundschaft gedacht werden, die nicht selbst Liebe wäre, oder durch Sinnlichkeit zu wahrer Liebe würde. Freundschaft, als eine reine, vernünftige Liebe, kennt kein größeres Vergnügen, als die Vollkommenheiten des Freundes zu vermehren und sich darüber zu freuen. Ist dies nicht aber auch der wahre Charakter der eigentlich sogenannten Liebe? Beide setzen eine gewisse Sympathie der Gefühle und Empfindungen voraus, worin ein Anziehungstrieb und eine Anziehungsfähigkeit liegen. Wenn die Freundschaft eine Zuneigung zu dem Andern, eine Aehnlichkeit der Gesinnungen, und eine wechselseitige Vertauschung der Empfindungen und

Ideen erfordert, so ist dies dieselbe Forderung, welche die Liebe macht. — Meine lieben Jünglinge und Mädchen, wenn ihr anfangt, eure Empfindungen, eure Zuneigung hinter die Freundschaft zu verstecken, so faßt nur geradezu den Muth, euch zu gestehen, daß ihr euch liebt — denn es ist wirklich Liebe, und ihr täuscht euch nur durch Trugschlüsse.

Die Liebe ist das größte Problem in der menschlichen Natur, dessen Auflösung vergebens gesucht wird. Ihr Ursprung liegt in der thierischen Natur, aber hoch über der Körperwelt, in der Sphäre höherer Wesen, schwebt die verfeinerte, die wahre Liebe, und hier ist ihr schönster Wirkungskreis. Sie ist die Quelle der edelsten Triebe, des Wohlwollens, der innigsten und zärtlichsten Neigungen, und der uninteressirtesten Großmuth; sie zielt auf Wollust, und doch führt sie von der Wollust ab auf edle Empfindungen; sie ist kleinmüthig und furchtsam, und doch wieder die Ursache des höchsten Muthes; sie ist in ihrem Ursprunge ein Schaam erregendes Gefühl, und in ihren Folgen wieder die Ursache ho-

her Geistesgröße; sie ist eine so natürliche und doch so unerklärliche Sache in dem Menschen, daß wir nicht im Stande sind, sie uns zu erklären; noch immer verwechseln wir ihre Ursache oder Folgen mit der Liebe selbst.

Obgleich der Ursprung der Liebe in der Sinnlichkeit gesucht werden muß, und die Vernunft sich keine Rechenschaft davon zu geben weiß, ja selbst die Fesseln dieser Sinnlichkeit trägt; so ist es doch unverkennbar, daß sie von geistigen Vollkommenheiten ihren Werth und Dauer erhält. Schöne Formen des Körpers reizen nur die Sinnlichkeit, aber Vollkommenheiten des Geistes senken den reinen himmlischen Funken in die Seele, der sie stets erwärmt und auch dann noch in der Freundschaft übrig bleibt, wenn die Sinnlichkeit oder der Geschlechtstrieb schon lange erstorben ist. Beide führen zu der beglückenden Schwärmerei, wo der Mensch seine physische Existenz ganz fühlt.

William liebte und zweifelte noch, ob er lieben wollte. — Um das geliebte Mädchen aus seinen

Gedanken zu bringen, nahm er von den Büchern des Predigers, die in seinem Zimmer standen, den Anakreon in die Hand. Zufällig lag das seidene Bändchen auf der zweiten Ode. Er las, wie der Dichter den Eros um Mitternacht, vom Regen durchnäßt, an seine Thür klopfen läßt. Wer klopft? ruft er. »Ein Knabe, fürchte nichts, ich bin naß und irre in der Mitternachtsstunde umher.« Das Mitleid erwacht, er zündet ein Licht an, öffnet die Thüre, führt den Knaben an den Heerd und trocknet sein nasses Haar. Der Knabe spannt den Bogen, um zu versuchen, ob die nasse Sehne noch Wirkung hat, und schießt den Dichter in die Leber. Der Pfeil macht ihn am Herzen krank.

William schlug das Buch zu und legte sich auf sein Bette. Welche feine Menschenkenntniß, sagte er, welche natürliche Darstellung! Alles ist von Bedeutung, die Mitternacht, das Anklopfen, das Benehmen der Furcht und das Mitleid! — Wer sucht so etwas in jenen Zeiten? —

Guter William, gestehe es nur, du hast hier deiner Sophien und dein eigenes Bild gefunden.

Man müßte den Menschen zu wenig kennen, wenn man nicht das Mitleid und die Dankbarkeit für den subjektiven Ursprung der Liebe halten sollte. Vielleicht liegt jenes bei jeder Liebe zum Grunde, und wer hindert uns das ängstliche Besorgtseyn um den geliebten Gegenstand, die große Sehnsucht und das Bestreben ihm Freude zu machen, in dem feinsten Gefühle des Mitleids mit Liebe gemischt zu finden. — Dein Schmerz zog eine mitleidige Seele zu dir hin, ihre Theilnahme, ihre Pflege und die sanfte Hand, die deinen Arm berührte, erweckten das Gefühl der Dankbarkeit; ihre Schönheit, ihre Unschuld, ihre Reize schufen dein Herz in Liebe um. Sie selbst liebte dich, weil sich durch das zärtliche Mitleid die sanftern Empfindungen der Zuneigung und Liebe in ihr Herz stahlen.

William warf sich auf seinem Lager umher, und dachte an den Eros mit dem Bogen. »Das beste Mittel dem Pfeile zu entgehen,« sagte er, »ist, daß ich abreise, und dies will ich Morgen thun.« — Ach, Sophie! seufzte er, und schlief endlich ein mit dem Pfeil in dem Herzen, dem er entgehen wollte.

Als Aurora ihre ersten Strahlen in das Zimmer warf, erwachte William mit dem Gedanken an Sophien. Er hatte viel von ihr geträumt, hatte sie weinen gesehen, und ihre Thränen hatten seinen Entschluß wankend gemacht. Ihre dunkele Geschichte, die er sich noch dunkeler dachte, als sie war, hatte seine verliebte Neugier aufs äußerste gespannt. — Warum liegt ein so tiefes Geheimniß darauf, sagte er, warum erzählt sie mir nicht selbst etwas davon? Dies ist Mangel an Zutrauen. Aber kann man ein Mädchen nicht lieben ohne ihre Geschichte zu wissen?

Jetzt hörte William ein lautes Gespräch unter seinem Fenster; er stand auf, öffnete es leise, und sahe Sophien einer Fremden die Hand reichen, und vernahm deutlich diese Worte:

»Ich bin ein sehr unglückliches Mädchen, erbarmen Sie sich meiner und verstatten Sie mir eine kurze Zuflucht gegen meine Verfolger.«

Das Mädchen weinte, und Sophie weinte mit. Eine leidende Schönheit interessirt außerordentlich,

und eine Thräne in dem blauen Auge eines schönen Mädchens hat eine magische Kraft. William, den jede Verfolgung der Unschuld, jede Ungerechtigkeit empörte, war jetzt in großer Unruhe, daß der Prediger diesen frühen Morgenbesuch und die ängstliche Bitte abweisen möchte. Er beschauete die beiden schönen Mädchen von oben herab, und ahnete in Sophiens Schicksale eine ähnliche Scene, als er jetzt sahe. Was ahnet nicht die Liebe alles?

Nachdem die beiden Mädchen einige Minuten Hand in Hand gestanden waren, erschien der Prediger auf dem Haustritte, nahm seine Nachtmütze ab, und nöthigte die Fremde hereinzutreten.

Bald nachher sprengte ein junger Herr auf einem schäumenden Rosse vorbei, und sahe doch zugleich ängstlich nach allen Winkeln und Nebengäßchen. Nach einer halben Stunde kam er zurück, hielt vor der Pfarre still, und fragte: »ob man nicht hier ein Frauenzimmer in einem weißen Nachthabit habe vorbei gehen sehen?« Eine Magd, die noch nichts von der Fremden im Hause wußte, antwortete nein. Der Herr sprengte vorüber.

Die Fremde war in eine Ohnmacht gefallen, als sie die Stimme draußen gehört hatte. Man rief William; er kam und bewunderte das schöne Mädchen, auf dessen Gesichte Unschuld und Tugend wohnten, über welche etwas zu wachen schien, das er nicht erklären, wohl aber fühlen konnte. Sie lag da wie eine Todte im weißen Nachthabit; ein schwarzes Pflästerchen an der linken Schläfe deutete auf einen Fall, oder auf eine Mißhandlung. Die Familie stand um sie herum, und in ihren Blicken las man tiefe Mitempfindung des Schmerzes der Leidenden. Sophie hob ihr Gesicht in die Höhe, und Thränen rollten über ihre Wangen.

Als die Fremde erwachte und William erblickte, den sie in ihrem trüben Sinne für ihren Verfolger hielt, rief sie in Verzweiflung aus:

»Schonen Sie meiner Tugend und Unschuld, sie sind das Einzige, was ich in dieser Welt noch habe.«

Dieser köstliche Schatz ist hier in Sicherheit, antworteten William und der Prediger zugleich.

Sie bat um eine kurze Ruhe, weil sie von einem fürchterlichen Kampfe und einer langen nächtlichen Reise ermüdet sey.

Man gewährte ihr gern diese Bitte, und Sophie brachte sie auf ihr eigenes Zimmer. Der Prediger bat seine Frau, daß weder sie noch Sophie die Fremde mit neugierigen Fragen quälen möchten, weil man sein Mitleid und seine Theilnahme nie so theuer verkaufen müsse. Louise antwortete etwas empfindlich:

»Die Erfüllung dieser Pflicht verstehet sich ja von selbst.«

Sophie kam zurück und holte eine Tasse Thee für die Ermattete. Im Weggehen sagte sie zu der Predigerin: »die Fremde heißt Emilie Rheden.«

Nun sollte der Kaffee getrunken werden, aber man hatte während dieses Vorfalls sich nicht um ihn bekümmert; er war übergekocht, und Frau Louise mußte ihn erst wieder frisch bereiten lassen. William ging indeß in den Garten und überdachte noch einmal seinen Plan der Abreise; der Entschluß der Ausführung wurde ihm jetzt doppelt schwer.

Die Fremde interessirte ihn sehr, aber mehr noch Sophie, deren Benehmen bei diesem Vorfalle seine Neugier noch stärker gereizt hatte. »Wenn ich nur erst ihre Geschichte wüßte,« sagte er, »dann würde ich ruhiger seyn.«

»Die können Sie noch wohl erfahren,« antwortete Sophie, hinter ihm, indem sie glaubte, er spreche von der Fremden.

William erschrak, ergriff ihre Hand, und drückte den feurigsten Kuß darauf. Sophie ließ ihre Hand in der seinigen liegen, sahe ihn bedeutend an, und ließ dann ein paar Thränen in das Busentuch rollen.

»Der Kaffee ist fertig,« sagte sie, »ist es Ihnen gefällig herein zu kommen?«

William folgte, und obgleich die Thür gerade vor ihnen war: so führte sie ihn dennoch durch zwei Nebenwege dahin.

Als sie sich um den kleinen runden Tisch gesetzt, Sophie die ersten Tassen vollgegossen und die Milch nach Belieben angeboten, Louise ihr Strickzeug in

die Hand genommen und den Faden über den Zeigefinger gelegt hatte: so suchte jeder etwas zur Unterhaltung hervorzubringen, aber Keinem wollte es gelingen ein allgemeines Interesse zu erwecken. Dies war noch nie der Fall gewesen. William saß neben Sophien und freuete sich über ihre niedliche Hand, die ihm die Tasse nahm, um sie wieder voll zu giessen, und ein weißes Brödchen quer darüber zu legen.

»Hast du auch noch etwas für die Fremde zurück gesetzt?« fragte Louise.

Sophie. Ja, es stehet an den Kohlen. Sie wird aber wohl vor Mittage nicht aufwachen. Sie schläft recht süß; man hört kaum einen Athemzug.

Prediger. Das arme Mädchen hat gewiß viel gelitten! Ihr ganzes Wesen verräth sehr viel Bildung, und ihr Gesicht trägt die Spuren starker und geheimer Leiden.

Louise. Sie liebt sicher unglücklich! ich sehe es in ihren Augen.

Prediger. Ihr Weiber wollt immer nur Liebe als die Ursache eurer Leiden betrachten. Giebt

es nicht auch andere Ursachen? Ist Kränkung der Unschuld, oder Mangel an Delikatesse und Schonung nicht auch ein Leiden, und ist dazu gerade die Liebe nöthig? — Wenn eure Unschuld nicht beleidigt würde, ihr würdet sie nicht so lieb haben.

William. Das ist wahr, man liebt das am meisten um dessen Willen man leiden muß. —

Sophie. Ich fühle es, daß sie sehr unglücklich ist, aber ....

Louise. Armes Mädchen, du siehest wohl hier dein Bild! Ihr steifen Männer verstehet gar nicht, was oft in einem Mädchenherzen vorgehet. Unser Geschlecht soll durch Liebe und zärtliche Neigungen beglücken, und leidet am meisten dadurch. Man macht uns zu Heuchlerinnen nach der Konvenienz, und hält unsere Aufrichtigkeit für einen Fehler. Wir müssen schweigen, wo wir fühlen, und sollen wieder Empfindungen zeigen, wo Gleichgültigkeit im Busen herrscht.

(Sophie senkte die Augen nieder, und William sahe Thränen fallen.)

Um dir, lieber Mann! zu zeigen, daß ich mit ganzer Seele an dir hänge, daß ich von Tausende eine Glückliche bin, so nimm jetzt das süße Unterpfand.

Sie schmiegte sich zärtlich an seine Brust, und gab ihm den dritten Morgenkuß.

William wußte nicht wie ihm geschahe! Beinahe hätte er seiner Nachbarin das Duplum gegeben, als sie mit zitternder Hand ihm die dritte Tasse zu voll gegossen und zwei Brödchen darauf gelegt hatte. Es muß in der That eine peinliche Lage seyn, wenn ein Mädchen Liebe fühlt, und Konvenienz ihr den Mund verschließt. Je stärker die Leidenschaft ist, je verborgener sie gehalten werden muß, desto fürchterlicher wüthet sie im Busen. Aber wer beschreibt den Zustand, wenn das liebende Mädchen Gegenliebe zu entdecken glaubt, und der geliebte Gegenstand sie dennoch in Ungewißheit läßt! Arme Sophie!

»Hast du nichts von ihr gehört?« fragte Louise.

Sophie. Nicht viel. Sie sahe mich so rührend an, daß ich weinen mußte. Wenn ich sie doch recht froh machen könnte.

William. Das wird sie bei Ihnen schon werden; zwei weiche Seelen werden in einer Mischung beide stärker. Wissen Sie nicht, woher sie ist?

Sophie. Nein, aber daß sie bei einer adlichen Dame Kammerjungfer gewesen sey, sagte sie mir. Der junge Herr, welcher hier vor dem Fenster war, habe sie immer verfolgt, und sey in der vorigen Nacht sogar auf ihr Zimmer gekommen; sie habe ihre Unschuld nicht anders als durch die Flucht retten können.

Louise. Siehest du, lieber Mann, daß Liebe die Ursach ihrer Leiden ist!

Prediger. Du irrest, mein Kind. Sie liebte nicht, und darum flohe sie. Der junge Herr liebte sie auch nicht, und darum brachte er ihre Unschuld in Gefahr.

William. Wahre Liebe schützt die Unschuld der Geliebten, auch wenn sie ganz sorglos wäre. Dies ist der erste Beweis von Hochachtung, ohne welche die Liebe nicht Liebe ist.

Eine fliegende Röthe überzog Sophiens schönes Gesicht. Williams Worte drangen tief in ihr Herz. Louise lächelte und schielte nach ihrem Nachbar, ob sie in seinem Gesichte lesen könnte, was sie wünschte.

»Bei Ihnen, lieber Prediger,« fuhr dieser fort, findet die Unschuld einen Zufluchtsort, und der Kranke Erquickung. Ihnen und der sorgsamsten Pflege dieser mitleidigen Damen verdanke ich meine baldige Genesung. Der Himmel vergelte Ihnen alles. Ich bin gesund und entschlossen, Morgen abzureisen, und dem neuen Gegenstande Ihrer Wohlthätigkeit Platz zu machen.«

Sophie ging mit nassen Augen nach der Thür, Louise sahe ihn finster an, und der Prediger antwortete lächelnd:

»Ich vergebe Ihnen die Ursache Ihres Entschlusses, ob ich sie gleich von Ihnen nicht erwar-

tete.' Indeß dächte ich, Sie blieben noch bei uns.«

Sophie kehrte sich halb um vor der Thür. »Auch ich bitte darum.«

Louise sah ihn bedeutend an. »Das versteht sich ja von selbst. Wie wäre es, wenn Sie das Gut Bierdam kauften und uns ganz nahe blieben?«

»Das wäre nicht übel,« antwortete der Prediger, »und wenn ich irgend etwas von Ihnen erbitten möchte, so wäre es dies. Ueberlegen Sie die Sache.«

»Ueberlegen will ich den Kauf, und dazu will ich heute und Morgen anwenden.«

Nun erst ging Sophie zur Thür hinaus. Louise drückte traulich Williams Hand. »Wir gehen sogleich zur Besichtigung hin,« sagte der Prediger. — Die Frauenzimmer gingen an ihre Arbeit des Tages, und der Prediger und William begaben sich auf den Weg nach Bierdam. Als sie

sie aus dem Garten auf das Feld kamen, fing der Pastor so an zu reden.«

»Ich handle jetzt etwas eigennützig, lieber Freund, aber ich hoffe, Sie verzeihen mir diesen Eigennutz, denn wer sollte Sie nicht gern um sich sehen!«

William. Ihr System ist sehr schmeichelhaft für mich; möchten doch alle Menschen Ihren Grundsätzen, die ich erprobt habe, folgen, und eben so eigennützig seyn, als Sie, dann würde die Tugend allgemeiner seyn. Ihr Eigennutz ist indeß von einer eigenen Art, wie verhält er sich zu einem Kranken, den Sie pflegen und keine Vergeltung — annehmen wollen, und zu einer Fliehenden, die Sie beschützen?

Prediger. Nach dem Gesetze: »Was du willst, das dir andere thäten, das thue ihnen auch.« Indeß hoffe ich, daß Sie das Wörtchen Vergeltung in einer ganz ungewöhnlichen Bedeutung genommen haben. — Ich finde in der Befriedigung der Bedürfnisse meines Herzens ein unaussprechliches Vergnügen. Dies ist mein Eigennutz, worüber

ich mich nicht rechtfertige. Wer mir dieses Vergnügen durch irgend eine andere Belohnung, als durch Liebe und Vertrauen ersetzen wollte, der würde sich sehr irren, er würde es mir ganz entziehen und mich tief kränken. Ich habe weder Ihnen noch Emilien eine Wohlthat erzeigt, sondern mir selbst. — Doch lassen Sie uns davon abbrechen.

William gerieth in Verlegenheit. Er hoffte auf eine gute Art dem edlen Manne ein ansehnliches Geschenk machen zu können, und glaubte ihn nun gar beleidigt zu haben. Er fühlte, daß ein Uebermaaß von Wohlthaten lästig wird, wenn man gar nichts wiedervergelten kann. Das Gut Bierdam hatte er kaufen wollen, um es dann auf eine gute Art seinem Freunde zu übergeben, nun aber verging ihm schon die Lust zum Kaufe, und wäre ihm nicht Sophie eingefallen: so wäre er wieder zurück gegangen. Er schlich an der Seite des Predigers weiter fort.

Als sie oberhalb des Dorfs waren, kam ihnen ein Mann entgegen, dessen Physiognomie Williams ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Prediger

redete ihn an, denn er war aus seiner Gemeinde, und erkundigte sich nach etwas, das sie beide nur allein anging. William trat zur Seite und betrachtete des Mannes Angesicht. Dieser heftete die Augen auf die Erde und wagte es nicht, seinen Lehrer anzusehen, eine sichtbare Unruhe herrschte in seinem ganzen Wesen, seine Hände zitterten, und er war ängstlich verlegen, wo und wie er sie halten sollte. Kurz, er benahm sich gar nicht wie ein freier Mann, der mit einem freien Manne redet. Je freundlicher der Prediger lächelte, desto trauriger wurde er. Jener reichte ihm die Hand und entfernte sich von ihm.

»Sagen Sie mir, lieber Freund!« fing William an, »was ist dem Manne? Sein Wesen verräth etwas Geheimnißvolles, ob er sich gleich Mühe zu geben scheint, es zu verbergen. Er schleicht dahin und schauet nicht einmal um sich in die schönen Fluren, noch vielweniger nach den blauen Wolken da oben. Ihn drückt gewiß eine große Last, und sein Herz scheint keinen Strahl des Frohseyns mehr auffassen zu können.«

»Ach!« seufzte der Prediger, »in ihm ist die Quelle des Frohsinns und der Heiterkeit versiegt, denn sie fließt nur aus der Ruhe der Seele, und diese hat er schon lange verlohren. Ich fand ihn vor zwei Jahren bei dem Antritte meines Amts beinahe wahnsinnig. Ein Gefühl in seinem Busen hat ihm die Freuden des Lebens getödtet. Sein Herz und sein Geist zehren ab, wie ein Baum ohne Zufluß milder Säfte. Er hat einen schwarzen Flecken in seinem Gewissen.«

»Das habe ich auf seinem Gesichte gelesen. Der innere Richter in dem Menschen ist ein schrecklicher Richter! Wenn er sein Amt verwaltet, so sind alle Schutzschriften vernichtet, und der Schuldige findet in der Verdammung eine höllische Strafe, wenn gleich die bürgerlichen Gesetze ihn frei sprechen. Und die Geschichte dieses Unglücklichen?«

»Ist kurz. Er liebte in seiner Jugend ein Mädchen, und wollte es heurathen. Seine Aeltern widersetzten sich seinen Absichten, und seine Mutter wollte ihm ein reicheres Mädchen, die Tochter ei-

nes Försters, aufdringen, weil sie eine eitle Frau war. Dies betrübte ihn, und um sie zu zwingen, daß sie seine Verbindung mit Jeannetten billigen müßten, wagte er einen Sturm auf die Tugend seiner Geliebten. Ihre Unschuld wurde durch die Waffen des Leichtsinns besiegt. Seine Absichten waren nach seiner Meinung gut, und dem liebenden Mädchen war in dem schwachen Augenblicke nicht einmal die Unrechtmäßigkeit ihrer Handlung eingefallen.

Der Vater untersagte dem Sohne den Umgang mit Jeannetten und die Mutter drohete fürchterlich mit ihrem Zorn, wenn er des Vaters Verbot übertreten würde. Um ihn am sichersten von der Geliebten zu entfernen, verschafften sie ihm die Bekanntschaft mit des Kantors Tochter. Der Leichtsinn des Jünglings traf endlich mit der Eitelkeit der Mutter zusammen. Der junge Bikker fing an Klotilden zu lieben. Die Aeltern vereinigten sich und schlossen vor der Obrigkeit den Heurathsvertrag.

Jeannette hatte schon lange über die Kälte ihres Wilhelms geseufzt, jetzt aber gerieth sie in Verzweifelung, denn bald sollte sie Mutter werden. Ihr Vater wüthete und tobte, und Jeannette nannte Bikkern ihren Verführer. Der Vater ging zum Richter. Bikker wurde vorgefordert. Seine Mutter drohete ihm, als er aus dem Hause ging, nie wieder über die Schwelle zu treten, wenn er sich nicht losschwören würde. Diese Drohung und die neue Liebe zu Klotilden wirkten fürchterlich auf das Herz des Jünglings. Er schilderte mir seinen Zustand mit einer unbeschreiblichen Angst, und verwünschte seine Mutter und sich selbst. —

Jeannette stehet vor dem Richter gegen ihm über, siehet ihn mit liebenden nassen Augen an und legt die Hand auf ihren Leib. Bikker kehrt das Gesicht weg.

Der Richter fragt. Jeannette weint und bekennt die Wahrheit. Bikker drückt die Augen zu und sagt: n e i n. Ach, Wilhelm! seufzt das unglückliche Mädchen und sinkt in Ohnmacht. Nicht

ein Wort entfährt mehr ihren Lippen. Sie war entschlossen gewesen, ihr Unglück zu ertragen und nicht einmal vor dem Richter zu erscheinen, aber ihr Vater forderte es von ihr, und sie gehorchte. — Der Richter verstand ihr feines Gefühl und bewunderte ihre Delikatesse. Er bemitleidete sie und hielt sie für unschuldig. Indeß die Gesetze gingen weiter. Bikker sollte schwören.

Mein Vorgänger im Amte wurde gerufen, um dem Verstockten die Wichtigkeit des Eides vorzustellen und durch die Kraft der Religion ihn zum Geständniß zu bringen. Es war vergebens.

Der Richter nahm Jeannetten bei der Hand, der Prediger führte den Sünder. Die Thür wurde geöffnet. Bikker schauderte zurück. Eine Zentnerschwere Last schien ihm an den Füßen zu hängen. — Wilhelm! glaubt er seine Mutter rufen hören, und er schreitet über die Schwelle hin.

Das Zimmer war, wie es hier Sitte ist, ein Heiligthum, das mit Furcht und Schauder erfüllt. Kein Strahl der Sonne erleuchtet es, denn

die Fenster und die Wände sind mit schwarzem Tuche behangen. Vor der Thür hängt eine solche Decke, die niedergelassen wird, sobald der Richter sein schwarzes Gewand um seine Schultern schlägt, und mit der Hand das Schwerdt berührt, welches auf dem Tische liegt. Der Fußboden ist schwarz, und eben so der dreieckige Tisch in der Mitte des Zimmers. Auf diesem stehen drei Lichter und ein nackter Todtenkopf neben dem Schwerdte.

Dieser schreckliche Anblick bringt viele Verbrecher zum Geständniß, und dies hoffte und wünschte der Richter auch jetzt. — Aber Bikker blieb verstockt; er schwor mit der linken Hand auf dem Todtenkopfe und die Rechte erhaben, und schwor falsch. — Der Richter ließ vor Schrecken das Schwerdt aus der Hand fallen, Jeannette sank wie todt auf den Boden nieder, der Geistliche schlug die Hände zusammen und rief: »Gott, nun bist du Richter!«

Ich schauderte vor Entsetzen, als ich in das Zimmer trat, sagte Bikker, als er mir die Ge-

schichte erzählte, und wußte nicht, was ich thun wollte; ich war meines Verstandes nicht mächtig. Ach hätte man mich jetzt wieder hinausgeführt, ich hätte nie geschworen! — Ich schwor in gänzlicher Betäubung, und dachte nur an meine Mutter. — Als Jeannette niedersank da erwachte ich, aber es war zu spät. Des Predigers letzten Worte fuhren mir wie höllische Pfeile in die Seele. Meine ganze Glückseligkeit lag auf dem schwarzen Boden, und ich wünschte, daß mich der Richter mit seinem Schwerdte sogleich getödtet hätte. Mit Schaudern stieß ich den Todtenkopf zurück, der von dem Tische herab zu meinen Füßen gefallen war. Ach Gott! was ist der Mensch, wenn ihm ein solcher Wurm am Herzen nagt!

Jeannette starb bald in der Niederkunft. Bikker heurathete seine Klotilde, und lebt ein Leben wie in der Hölle.

»In dieser Geschichte,« sagte William, »liegt sehr viel zu beherzigen. Es wäre zu wünschen, daß die Eidschwüre überall mit mehr Feierlichkeit ver-

bunden seyn möchten; das Schauderhafte derselben kann tausend Meineide verhüten. — Zu was für schrecklichen Handlungen führt die Thorheit der Aeltern die Kinder!! Auf diese Autorität gestützt, verachtet der jugendliche Leichtsinn die Religion und alles was göttlich ist, und übernimmt die Foltern eines bösen Gewissens, die er nicht kennt, und ach! dann erst ihre Feuerkraft empfindet, wenn keine Rettung mehr ist!« —

»Wie kann aber ein Mädchen, wie Klotilde, so wenig feines Gefühl und Delikatesse haben, einen solchen Mann zu heurathen?« —

»Das ist nichts ungewöhnliches,« antwortete der Prediger. »Es wird ja bei der Erziehung des weiblichen Geschlechts zu wenig Rücksicht genommen auf die Bildung und Berichtigung der feinen Gefühle und Empfindungen; man überläßt sie der Natur, der Konvenienz und dem Zufall. Dazu kommen Umstände, vielleicht auch physische und moralische Eigenthümlichkeiten, welche die Mädchen nöthigen eine Wahl zu treffen, die ihr eigenes Herz

kompromittirt. Oft treiben sie auch Vorurtheile oder Gewalt der Aeltern dazu. Kurz, lieber William! von den Empfindungen eines Mädchens in einer solchen Lage muß man nicht reden, denn sie scheinen gewaltsam unterdrückt zu werden. Leider! sind sie oft das Opfer für den bösen Dämon der Aeltern, und man behandelt sie, als wenn sie keine Rechte der Selbstständigkeit in der menschlichen Gesellschaft hätten. Was ist barbarischer als Gefühle im Busen tragen, und sie auf immer darin verschließen zu müssen, damit sie die Person nicht bemerkt, mit welcher ein armes Mädchen unauflöslich verbunden ist! — Diese arme Klotilde war nicht glücklich, der Kummer hat sie vor einem Jahre in das Grab gelegt. Sie mußte Bikkern heurathen, weil sie auch nicht mehr war, was sie seyn sollte, als sie Jeannettens Geschichte erfuhr. Dieser unglückliche Mann ist jetzt das warnende Beispiel und der Schrecken meiner ganzen Gemeine. —

In diesen Gesprächen waren sie in die Felder von Bierdam gekommen. William schauete sich um, und sein Blick erheiterte sich. Die Lage die-

ses Landgutes ist vortrefflich. Fruchtbare Aecker wechseln ab mit fetten Wiesen, und Hügel mit Thälern. Der Wunsch, dies Gut zu besitzen, wurde wieder lebhafter in Williams Seele, vielleicht weil er dann diese Hügel und Thäler an Sophiens Hand durchwandeln zu können glaubte. In seinem Herzen lag ein Vorgefühl der reinsten Freude, welches ihn zum glücklichen Manne machte. Er ließ sich dem Eigenthümer vorstellen und trug ihm seine Absicht vor. Dieser Mann war genöthigt seiner Gläubiger wegen das Gut zu verkaufen. Indeß merkte er, daß er einen Vogel mit goldenen Federn fangen könnte, und spannte seine Netze aus. Auf die Forderung von hundert und funfzig tausend Gulden bot William hundert und dreißig tausend. Der Eigenthümer blieb stehen, William rückte näher, und ging endlich, mit einer Differenz von zehntausend, verdrießlich ab, so daß er auf dem Heimwege beinahe nichts sprach mit seinem Begleiter.

Die Frau Pastorin war mit dem Mittagsmahle fertig, und erwartete von ihrem Gatten den Wink »anzurichten.« Dieser erfolgte, und in einer halben

Stunde saß Sophie schon neben William am Tische. Der Prediger erschien mit der Fremden an der Hand, und ließ sie den Stuhl zwischen sich und William einnehmen. Jetzt sahe dieser nun erst, welche Schönheit, welche Grazie, welcher Reiz in dem Wesen Emiliens herrschte. Sein Herz war gepreßt von beiden Seiten. Emilie sprach wenig, aber was sie sprach zeigte von einer sorgfältigen und feinen Bildung. Sophie schob sich einigemale hin und her auf ihrem Stuhle, und hatte bald dies bald jenes anzubieten, um Williams Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ihre Unruhe stieg höher, als der Prediger erzählte, »daß aus dem Kaufe des Landgutes Bierdam nichts würde,« und als William selbst hinzufügte, daß er nun Morgen abreisen wollte, da fielen ihre Thränen auf den Teller. Die Predigerin winkte und Sophie ging in die Küche; um ihr Herz zu erleichtern sann sie auf Mittel Williams Plan zu vereiteln.

Nach aufgehobener Tafel schlug die Pastorin vor, den Thee unter den Bäumen im Garten zu trinken. Die Stunde war bekannt. Jeder ent-

fernte sich, der Prediger ging zu seiner Sieste, und William auf sein Zimmer, um mit seinem Diener die Abreise zu überlegen, und ihm das Einpakken seiner Sachen zu empfehlen.

Der Diener war bald fertig mit Einpacken, und fragte schalkhaft: »ob er die Silhouette unter dem Spiegel auch mit beilegen sollte?«

William nahm sie herab, besahe die liebe Sophie noch einmal, und reichte sie ihm stillschweigend. Wie kam er zu dieser Silhouette? — Dies beschäftigte ihn jetzt selbst; er hatte sie sich vor einigen Tagen auf eine etwas zudringliche Art ausgebeten, darüber tadelte er sich. Indeß war es ihm doch sehr lieb, daß sie ihm die Eigenthümerin so willig und gern gegeben hatte. —

So verfloß der Nachmittag, und die Theestunde kam heran. William fühlte eine solche Aengstlichkeit in sich, als die Uhr sechsmal schlug, daß er diesen Zeitabschnitt gern um sechs Stunden weiter hinaus gerückt hätte, wenn sich die Zeit verrücken ließe.

Der Prediger liebte solche Einschnitte in die Zeit, weil er glaubte, daß das Leben nützlicher und doch angenehm zugleich dahin fahre, wenn es in gewisse Stationen eingetheilt sey. Ein jeder, sagte er, beschäfftigt sich die Zwischenstunden ernstlicher, und selbst die mißmüthigen Launen verlieren ihre Kraft, wenn man sich nachher um die dampfende Theemaschine lagern und über das Geschehene plaudern kann. Die wichtigsten Plane werden oft hier gemacht, und ein Scherz hat nicht selten Gelegenheit zu großen Begebenheiten gegeben. Ja, wenn man wollte: so könnte man ein nützliches Buch schreiben »von großen Wirkungen aus kleinen Veranlassungen am Theetische.« — Ob heute etwas wichtiges in dieser Gesellschaft vorfallen wird, das muß die Zeit lehren.

Der Prediger, seine Frau und Emilie saßen schon unter dem großen Birnbaume auf einer weißbestrichenen Bank, als William ankam. Für ihn war ein Stuhl bestimmt, Emilien gegenüber, zu seiner Rechten war noch ein leerer Sitz. Der Pastor entzündete seine Pfeife an der Theemaschine,

seine Frau drehete den kleinen Hahn um, und ließ das Wasser in die Kanne laufen, schob die beiden Stacheln des kleinen silbernen Siebes in die Oeffnung, und stellte die Tassen in die Runde auf dem niedlichen Tischchen. Emilie strickte. William setzte sich. Die Unterhaltung war anfangs so, daß man einer Konversationspumpe bedurft hätte, um die Worte heraufzuziehen. Die nahe Abreise des Freundes hatte sie alle verstimmt. Louise goß den Thee bei einer Tasse vorbei, und ihr Mann, der ihr helfen wollte, hätte beinahe die Pfeife darüber zerbrochen. Emilie seufzte wenn sie den Prediger ansahe, und William bückte sich zur Erde, hob einige abgefallene Birnchen auf, zerrieb sie mit der Hand und steckte die Stiele in den Mund, und sahe seitwärts an dem Baume in die Höhe.

»Was fehlt uns heute,« sagte der Prediger, »wir sind ja alle sonderbar gelaunt?«

»Es giebt eine gewisse Stimmung der Seele, wo sie in den Wirbeln der Empfindungen keinen Ton finden kann, der ansprechen will,« anwortete William, »und es scheint, als wären wir in dieser

Disharmonie. Für mich muß ich um Entschuldigung bitten.« Er drückte des Freundes Hand so herzlich, daß diesem einige Thränen entfielen.

»Es sollte mir leid seyn,« sprach Emilie, »wenn ich die Ursache dieser Veränderung seyn sollte.«

— Das gute Mädchen glaubte dies wirklich, weil sie bemerkt hatte, daß sie die Männer oft ansahen. Unglück macht ängstlich, auch da wo nichts zu fürchten ist, und ein feinfühlendes Herz quält schon der Gedanke »lästig zu seyn.« —

»Wie können Sie so etwas von uns denken, liebe Emilie,« antwortete Louise, »wir alle freuen uns Sie in unserer Mitte zu sehen.«

Emilie verstand den Ton und wurde noch mehr betrübt, daß die Predigerin durch ihre Aeußerung beleidigt schien. Sie sahe mit einem um Verzeihung bittenden Blicke nach ihr hin, und fand ein freundliches Auge entgegen kommen. Hiermit war diese sonderbare Unterhaltung wieder am Ende.

Jetzt erschien Sophie mit trüben Augen und nahm den leeren Platz ein. Sie war auf Williams

Zimmer gewesen, hatte den Diener den Koffer zuschließen gesehen und verstohlen nach der leeren Stelle der Silhouette gespähet. Heimlich schob sie einen Halstuch mit der Stickerei »Niederdam« in die Schreibtafel. Es war ihr dabei so warm um das Herz geworden, daß sie sich weinend entfernen mußte.

William sahe sie an, als sie sich an seine Seite gesetzt hatte, und sein Obertäßchen rutschte an den Rand der breiten Schaale und lief über. Sophie trocknete eilig mit ihrem Thränentuche die Nässe von seinen Kleidern, und bat um Verzeihung, daß sie ihn angestoßen habe. Er kehrte die Worte um, so daß sie ihm vergeben mußte. Sophie hatte ihm freilich einen Stoß gegeben, aber auf eine ganz andere Art; sein Herz war verwundet und er selbst wollte den Arzt fliehen.

Da die Unterhaltung auf keine Weise in den gewöhnlichen Gang zu bringen war: so bat Sophie, daß William etwas von seinen Reisen erzählen möchte. »Wir wissen gar noch nichts von Ihnen,« sagte

sie, »als die Geschichte des zerbrochenen Wagens und Schulterbeins.«

»Gut,« antwortete William, »wir wollen loosen, wer von uns den Anfang machen soll, denn auch Sie haben mir noch nichts erzählt.« Er hoffte bei dieser Gelegenheit des geliebten Mädchens Schicksale zu erfahren, die ihn so sehr interessirten.

Es wurden fünf Loose gemacht, und jedes Glied der Gesellschaft zog eins. Der Zufall gab Emilien die erste Nummer.

»Dieser Zufall,« sprach sie, »legt mir eine Pflicht auf, die ich um so lieber erfülle, weil ich auf Theilnahme und Nachsicht rechnen kann. Die Schicksale meines Lebens hängen alle in einer Kette, das traurigste Gelenk derselben wurde zerrissen, als ich in dies Haus kam.«

»Ich bin die Tochter eines begüterten Landmanns. Mein Vater verwaltete große Güter und befand sich in solchen Umständen, daß er mir eine gute Erziehung geben lassen konnte. Er starb früh und überließ mich als einziges Kind meiner Mut-

ter. Diese mußte nun die übrigen Güter aufgeben und behielt nur ihr Eigenthum. Ich verlebte glückliche Tage und ahnete nicht das Leiden, welches mir die zu große Liebe und die Eitelkeit der Mutter selbst bereitete. Sie war stolz, eine Tochter zu besitzen, wie ich war, und weil ihr der Stand ihres verstorbenen Gatten zu niedrig für mich schien, so trachtete sie darnach, mich höher hinaufzurücken. Sie suchte einen Mann auf, dem ich meine Hand reichen sollte, und vergaß, daß ich mein Herz schon mit ihrer Einwilligung einem geliebten Jünglinge geschenkt hatte. Dieser Mann war reich und vornehm, aber was kümmert das die Liebe? Ich hatte meinem Karl geschworen, treu zu seyn bis in den Tod, und diesen Schwur zu halten, gebot mir selbst mein eigenes Herz. Meine Mutter wollte mich zwingen, ihren Willen zu erfüllen und meiner Liebe und dem Manne meiner Seele zu entsagen. Mein Herz und mein Gefühl empörte sich; ich versuchte alles, um meine Mutter zum Mitleid zu bewegen, und da alles vergebens war, so entflohe ich heimlich. Dies ist der erste Abschnitt meines Lebens.« —

Sophie taumelte hin und her auf ihrem Sitze; William ergriff ihre Hand und hielt sie fest. — Der Prediger sahe sie an und zitterte vor der Fortsetzung der Geschichte Emiliens. Louise weinte. Was bedeutet das? dachte William, sind die sympathetischen Gefühle so stark, oder liegt hier ein tieferes Geheimniß? —

»Als ich um Mitternacht, fuhr Emilie fort, das Haus meiner Mutter verlassen hatte, irrte ich bis an den Morgen in Feldern und Wäldern umher. Die Furcht, entdeckt zu werden, die Angst, meine Mutter so bitter beleidigt zu haben, und ein starkes Gefühl, worin mir das Unrecht meiner Flucht zu liegen schien, lähmten meine Fußtritte, aber der Gedanke an den Mann, den ich heurathen sollte, beflügelte sie wieder. Ich kann seinen Namen nicht ohne Schaudern hören und noch weniger aussprechen. — Wenn der Wind in dem Getraide rauschte, oder in den Büschen das Laub bewegte, dann zitterte ich mit allen Gliedern, und zweifelte, ob ich vorwärts oder zur Seite gehen sollte. Bisweilen legte ich mich auf die Erde nieder und er-

wartete in der größten Angst, was aus dem Gebüsche hervorkommen würde. Sehnlichst wünschte ich den Morgen. Er kam, aber meine Angst wurde noch größer, denn ich konnte nun leichter entdeckt werden, als in der Nacht. Wenn ich von der Ferne her Menschen kommen sahe: so drückte ich mich in das Getraide oder hinter einen Hügel, und doch wäre ich ergriffen worden, wenn mich nicht ein Zufall rettete.

Ich war an einen Wald gekommen. Hier lehnte ich mich an einen Baum, um auszuruhen. Der Hunger, der Durst und eine Reise von vier Meilen hatten mich ganz ermüdet. Als ich so das Haupt an den Baum gestützt, in das Feld zurücke sahe, erblickte ich einen Mann, der aus dem Getraide kam und schnell über den Fußpfad schritt, auf welchem ich gegangen war. In diesem Augenblicke schoß ein großer Hund bei mir vorbei. Ich sank beinahe ohnmächtig an dem Baume nieder. Meine Angst war unbeschreiblich groß und verblendete meine Augen so sehr, daß ich nicht sahe, daß dieser Mann ein Förster war. Ich erholte mich,

schlich seitwärts und legte mich hinter einem Busche auf die Erde nieder.

Die Müdigkeit überwältigte mich, und ich war im Begriffe einzuschlafen, als eine kleine Eidexe neben mir in dem grasigen Moose rauschte und mich weckte. Meine Abneigung gegen diese Thiere ist groß, und ich hätte unwillkührlich aufgeschrieen, wenn mich nicht ein größeres Geräusch gehindert hätte.

Zwei Dragoner sprengten den Weg hinauf, welchen ich würde genommen haben, wenn ich fortgegangen wäre. Jetzt erkannte ich die Größe meiner Gefahr, und schloß, daß meine Mutter sich die Hülfe der Obrigkeit ausgebeten hätte. Ich legte das Ohr auf die Erde und hörte das Stampfen der Rosse; endlich vernahm ich sogar den Ruf: »Ist hier ein junges Frauenzimmer gegangen?« und die Antwort: »Nein!« Das Herz erbebte mir in der Brust. Jetzt sprang der Hund wieder bei mir vorüber, und ich schloß also, daß der Förster das Nein gerufen hatte.

Es blieb ruhig um mich her. Ich lag noch eine kurze Zeit, dann stand ich auf und gieng queer durch den Wald. Nach einer halben Stunde kam ich an eine Schluft, durch welche sich ein großer Fluß stürzte. Ich mußte mich an dem Rande hinaufwinden durch Hecken und Gebüsche, die mir die Haube von dem Kopfe rissen. Der Muth fehlte mir, wieder umzukehren, ich ließ sie liegen. Mit vieler Anstrengung erklimmte ich einen Felsen, über welchen einige große Buchen hervorragten. Vor mir war ein fürchterlicher Wasserfall. Durch dies Geräusch schlief ich ein. Als ich erwachte, empfand ich großen Durst und Hunger. Ach! dies war ein fürchterlicher Zustand. Im Walde, ohne Wege, ohne Hülfe, kämpfte ich mit allen Quaalen eines zärtlichen und kindlichen Herzens, und mit dem Mangel der nöthigsten körperlichen Bedürfnisse! Ich gestehe, daß ich jetzt der Verzweiflung nahe war, und überlegte, ob ich in den Abgrund springen wollte. Ich schnitt meinen Namen in eine Buche, um irgend einen Jäger oder Holzarbeiter aufmerksam zu machen, auf das, was hier geschehen seyn könnte. Mit Thränen in den Augen und

innigster Sehnsucht betete ich zu Gott um Errettung. Aber es schien, als erhöre er mich nicht. Ich dachte an meine Flucht und zitterte vor den Folgen derselben, und dachte wieder an meinen Verfolger und freuete mich, daß ich ihm entflohen war.

Als ich ohngefähr eine Stunde in dieser traurigen Lage zugebracht und beinahe sinnenlos dem Sturz des Wassers in den Abgrund zugesehen hatte, hörte ich hinter mir etwas rauschen. Ich sahe mich ängstlich um. Ein Knabe lag auf dem Boden und suchte etwas in dem grasigen Moose. Er schien noch ängstlicher zu seyn, als ich selbst. Die Furcht macht kühn unter gewissen Umständen! Ich rief ihn an, und aus Schrecken ließ er die Kräuter fallen, die er gesammelt hatte.

»Ist nicht ein Dorf in der Nähe?« fragte ich.

»In zwei Stunden führt jener Fußweg in das nächste.«

»Wie heißt das Dorf?«

»Bischofsheim.«

»Will'st du mich dahin führen?«

»Sehr gern.«

Der Knabe raffte seine Kräuter zusammen und näherte sich mir. Ich dankte Gott für diese Errettung. Der Hauptwunsch des Tages war erfüllt, denn nach Bischofsheim wollte ich, weil ich wußte, daß auf der dabei liegenden Burg mein geliebter Karl die ganzen Geschäfte zu besorgen hatte. Er war zwar jetzt nicht dort, auch dies wußte ich, aber ich konnte doch einen Brief an ihn da lassen, und ihm darin den Ort bestimmen, an welchem wir uns sicher ohne Nachstellung und Verfolgung finden könnten. —

Der Knabe schloß sich zutraulich an mich und sprach so natürlich und richtig, daß er mir sehr gefiel. Sein ganzes Wesen, seine schöne Bildung und seine offenherzige Gutmüthigkeit zog mich noch mehr an ihn, und in meinem Herzen keimte der Wunsch auf, ihn auf meiner Flucht zum beständigen Begleiter zu haben. Ich sagte ihm, daß ich mich verirrt gehabt, daß ich willens sey, eine weite Reise

zu machen, wozu ich sehr gern einen Begleiter annehmen würde, wenn ich einen finden könnte. Endlich fragte ich ihn geradezu: »Hast du nicht Lust, die Reise mir mir zu machen? Ich sorge für alles, und gebe dir auch Geld, daß du wieder zurück kehren kannst, wenn du willst.«

»Ja,« antwortete er, »ich will mitgehen. Hier habe ich nichts zu verlieren, meine Aeltern sind todt, und Verwandte habe ich auch nicht. Ich wohne bei dem Hirten des Dorfs und muß mich selbst ernähren. Vielleicht finde ich eine Herrschaft. Ich will es meinem alten Klaus sagen, und wenn er nichts dagegen hat, so begleite ich Sie.«

Dieser Knabe ist mein Retter gewesen. Ach! er hat dafür gelitten und leidet noch dafür. O, guter Paul! in deinem zwölften Jahre kämpftest du mit Mangel und Elend, warst verlassen in der großen Welt, und dein gutes gefühlvolles Herz hing dennoch an deinem himmlischen Vater, und an — einer leidenden Unschuld, und jetzt in deinem funfzehnten Jahre trägst du Fesseln an deinen treuen

Händen, oder der Wüterich hat dich gar ermordet! — — Emilie schauderte bei diesen Worten und ließ ihren Thränen freien Lauf. Rührend ist die Dankbarkeit, wenn sie nichts als Thränen hat.

Spät am Abende kamen wir in Bischofsheim an; ich ging nach der Burg, bat um ein Nachtlager, und erhielt es. Am andern Morgen früh verließ ich mit den traurigsten Empfindungen diese Wohnung des Friedens, nachdem ich einen kleinen Brief abgegeben hatte. Der Gärtner war schon im Garten beschäftigt; ich dankte ihm für das Nachtlager und empfahl mich ihm.

Im Unglück beschäftigt sich das Herz am liebsten mit dem unsichtbaren Vater der Wesen, und die gepreßte Brust öffnet sich ihm traulicher an einem schönen Morgen in der verjüngten Natur. Ich betete inbrünstig zu ihm für meiner Mutter und Karls Leben. Aus der Fülle meiner Seele setzte ich hinzu: »Der du die Blumen hier kleidest und den bunten Teppich über die todte Erde ausgebreitet hast, du wirst auch mich kleiden, für mich sorgen! —

»Das wird er gewiß,« antwortete eine Stimme hinter mir. — Erschrocken sahe ich mich um, und mein Paul stand vor mir. Wie herzlich ich mich freuete, können Sie leicht denken. Paul war entschlossen mich zu begleiten, weil der alte Klaus nichts dagegen einzuwenden hatte. Kinder, wie wir beide waren, sehen über alle Schwierigkeiten weg, die Erwachsene abschrecken können. Wir wurden ziemlich vergnügt. Paul war mit dieser Gegend sehr bekannt, und führte mich die kürzesten Wege, die durch Felder und Wiesen liefen.

»Wo gehen wir eigentlich hin?« fragte Paul.

»Nach Amsterdam.«

»Das ist weit, und ich weiß keinen Weg dahin. Ich werde erst in das Dörfchen dort im Thale laufen und mich erkundigen.«

Paul lief den Hügel hinunter, und ich setzte mich indeß hinter Schwarzdornenbüsche. Kaum war er einige hundert Schritte von mir, als ein paar Dragoner aus dem Dorfe gesprengt kamen, den armen Jungen umringten und nach einem jun-

gen Frauenzimmer fragten, welches sie aber nicht genau zu beschreiben wußten. Ich drückte mich hinter den Dornenbusch und lauschte in der schrecklichsten Angst bis die Dragoner vorüber waren.

Als Paul zurück kam, erzählte er mir, was ich gesehen hatte, und setzte hinzu: »Der Vorsteher hat den Befehl erhalten, ein junges, schönes Frauenzimmer, wenn es sich zeigen sollte, anzuhalten und in das Amt zu liefern.«

»Sie sind es doch wohl nicht selbst?« fragte er, nachdem er mich einige Minuten lang angesehen hatte. Ich wurde verlegen, und konnte kaum das »Nein« herausbringen.

Der Knabe sahe mich fest an, und meine Aengstlichkeit schien mit seinem Wunsche, »daß ich es seyn möchte,« zusammen zu treffen. Ich überlegte, »ob ich mich ihm entdecken wollte,« und fand es nothwendig, damit er mich nicht aus Unwissenheit verrathe. Ich rechnete dabei auf sein mitleidiges Herz und seine natürliche Gutmüthigkeit.

Der ehrliche Paul schien meine geheimen Gedanken zu verstehen, und sagte lächelnd:

»Wenn Sie das junge Frauenzimmer sind, so sagen Sie mir es nur, ich verrathe Niemanden, dafür soll mich Gott behüten; mein Vater sagte mir, so etwas thäten nur Schurken, und ich will ein ehrlicher Kerl werden.«

»Wer war dein Vater?«

»Er war Hirte auf der Burg bei Bischofsheim.«

Ich machte ihn nun mit meinem Schicksale bekannt, so viel er wissen mußte, sagte ihm, daß sein Vater bei meinen nächsten Verwandten im Dienste gewesen sey, und setzte hinzu: »ich bin die, welche man verfolgt, willst du mich nun verrathen, so thue es, aber bedenke, daß ich dich dann bei deinem und meinem Vater dort oben verklagen werde.«

Paul warf die Reiseroute und das Brod, welches er mitgebracht hatte, aus der Hand, fiel vor mir nieder und schwor bei allem, was ihm heilig war, mich nicht zu verrathen noch zu verlassen.

Von dieser Stunde an wurde er mehr besorgt für mich, in Absicht der Weges. Er führte mich immer auf Fußwegen, die hinter den Dörfern weg-

liefen. Daß wir uns oft verirrten, war unvermeidlich. Indeß machte uns dies nicht verlegen, wenn wir nur Brod und Wasser hatten, und dafür sorgte er. Oft lief er eine halbe Stunde darnach, und ich verwahrte indeß sein Bündelchen. Die Nächte brachten wir in Felsenhölen oder in einem Grashaufen, auch wohl, wenn es sich schicken wollte, in einem Hirtenhause zu. Einer wachte stets, wenn der andere schlief.

So waren wir glücklich über die Grenzen gekommen, und ich kann ihnen nicht beschreiben, mit welchem Vergnügen ich die Unterschrift unter dem fremden Wappen des Zollstocks an der Straße las. »Nun gehe es, wie es will,« sagte ich, »so weit reichen meine Verfolger nicht. Wir erkundigten uns nach dem Wege und gingen voll gutes Muthes weiter.

Am Abende führte uns der Fußweg bei einer Sandgrube vorbei, die einige hundert Schritte von einem Dorfe entfernt war. Hier blieben wir stehen und sahen uns um. Die Sonne ging in dichten

Wolken unter, und eine matte Röthe am Horizonte verkündigte Regen und Sturm. Paul ging in das Dorf, um ein Nachtlager und Brod zu suchen. Er kam wieder und hatte beides nicht gefunden. Gott! wie wurde mir um das Herz so enge! Zum erstenmal in meinem Leben sollte ich hungrig schlafen, und wo schlafen? in einer Sandgrube, wo ich in Gefahr war, vielleicht als eine Vagabonde aufgegriffen zu werden! — Der Gedanke an meinen geliebten Karl benahm mir auf Augenblicke alle Furcht, aber sie kam doppelt wieder, wenn mir meine Mutter einfiel.

Paul warf sein Bündelchen in die Grube und ging zum zweitenmale in das Dorf, ich knieete unterdeß unter dem freien Himmel und betete zu dem Versorger aller Wesen, und fühlte am Ende ein ungewöhnliches Vertrauen, so daß ich meinen Freund mit Zuversicht erwartete. Er kam und brachte verschimmeltes Brod, weil sonst gar nichts zu haben sey, indem die Armeen alles aufgezehrt hätten. Das Nachtlager hatte man ihm mit der Kränkung versagt: »daß man Betteleute nicht aufnehmen

könne.« Mein Gefühl war tief beleidigt, indeß aß ich mit Thränen in den Augen, und fühlte mich dennoch glücklicher als an dem Abende, wo ich wider meinen Willen verlobt wurde.

— Sophie seufzte laut und senkte das Haupt auf ihre Brust. —

»Der gute Paul stand neben mir, als ich aß, und war ganz stille. Als ich aber gegessen hatte, da schluchzte er die Worte heraus: »Wenn Sie es nicht wären, so hätte ich das Brod nicht genommen; kein Mensch hat mich so beleidigt, als der Mann. Ich mag keine Wohlthaten, die man mir so theuer verkauft. Geld wollte er nicht, ich habe es aber in das Haus geworfen.

Der arme Knabe hatte nichts gegessen, weil die Portion zu klein war, und er mich sättigen wollte. Er gestand es mir, und ich weinte bittere Thränen. Paul wurde gerührt, nahm mich bei der Hand, und führte mich in die Grube hinab.

»Das ist ein herrlicher Junge,« rief William, »den möchte ich haben.« Der Prediger und die

Damen stimmten dahin, daß ein Paul tausend gewöhnliche Menschen werth sey. O die unverdorbene Natur ist die Ehre der Menschheit!

Der Sturm begann, fuhr Emilie fort, der Regen senkte sich in Strömen herab, und sammlete sich in der Grube. Hinterwärts war sie etwas in die Höhe ausgehauen, und die Decke ruhete auf zwei Pfeilern, die man zu beiden Seiten hatte stehen lassen, wie es bei Sandgruben zu seyn pflegt. Paul bereitete mir im Hintergrunde ein Lager, und machte sein Bündelchen, zu welchem er das Wenige, was ich trug, gelegt hatte, zu meinem Kopfkissen. Ich legte mich darauf, und sprach mit ihm über die Nothwendigkeit einiger Kleider und anderer Bedürfnisse, die wir uns in einer Stadt zu verschaffen suchen wollten. Jetzt schlug die Uhr im Dorfe eilfmal, und gleich darauf hörten wir über uns ein lautes Gespräch.

Paul erhob sich leise, und lauschte um den Sandpfeiler herum in die Höhe. Ich schauderte und zitterte wie Eschenlaub. Sehen konnte ich in

der Finsterniß nichts, aber ich hörte deutlich, daß drei Kerls den Vorsatz faßten, den Bauer auf dem großen Hofe zu bestehlen, und dies noch in dieser Nacht.

»Wenn die Hausgenossen erwachen,« sagte der eine, »so müssen wir sie von oben an alle ermorden.«

»Der Schurke ist reich und hat in den jetzigen Zeiten noch viel erworben,« erwiederte der zweite. »Knebeln müssen wir auf alle Fälle alles, was im Hause ist.«

Dieser Vorschlag wurde angenommen, und nun noch ein Ort verabredet, wo sie sich wieder finden wollten, wenn sie gestört würden, und entfliehen müßten.

Denken Sie sich, wie mir um das Herz wurde, als der eine Kerl mit einem Gelächter und als ein Gefühlloser erzählte, wie er in der vorigen Nacht, auf die überlegteste Art, in einem Nonnenkloster gewüthet hätte, und dann hinzusetzte: »ich wünsche, daß ich das hübsche Mädchen, welches

heute mit dem Jungen durch das Feld ging, finden möchte ....«

Zum Henker, sagte ein anderer, die beiden werden unsere Feinde seyn, wenn sie bei dem Bauer etwa im Stalle oder in der Scheune wären. Sie können uns bei dem Lärm verrathen.

Das hat nichts zu bedeuten, antwortete einer, der Kerl ist zu geizig und zu furchtsam zugleich, er nimmt keine Bettelleute auf.

Nun wurden sie stille. Ich sahe mich nach meinem Paul um, und wollte ihn umfassen, weil ich fürchtete, sie hätten uns bemerkt und würden uns suchen. Ach! wie erschrak ich jetzt! Paul war fort. Beinahe ohnmächtig sank ich auf mein Lager zurück, und harrte seines Ankommens. Paul kam nicht.

Ohngefähr nach einer halben Stunde hörte ich heftig Sturmläuten. Das ganze Dorf war in Unruhe. Um ein Uhr kam Paul wieder, und mit ihm ein junger Bauer, um mich abzuholen. Ich mußte folgen. Paul weinte und erzählte mir, daß er für

seinen guten Willen nun ein Gefangener sey. Ich konnte dies gar nicht begreifen, zumal da er mich immer geflissentlich Schwester, Emilie, Du, nannte. Erklären durfte er sich nicht wegen des Wächters.

Als wir auf den Hof kamen, führte mich Paul zu den versammleten Bauern: »das ist meine Schwester,« sagte er, »die kann doch wohl nicht stehlen und morden wollen?«

Die Bauern sahen mich an, und der eine fragte: »Wer ist sie, und woher kommt sie?«

Paul übernahm die Antwort, weil ich nicht im Stande war ein Wort zu sprechen.

»Wir sind Kinder eines Verwalters von Bi-»schofsheim, dreißig Meilen und noch weiter von »hier. Unsere Aeltern sind todt, und wir wollen »zu Verwandten nach Amsterdam gehen.«

Wo habt ihr euren Paß?

Wir haben keinen, das haben wir nicht gewußt, daß wir einen Paß haben müßten.

Jetzt kam der Hausherr dazu mit einem Knechte, und nun wurde berathschlagt, was man mit den Räubern anfangen wollte. Ich mußte indeß mit Paul unter der Aufsicht eines Bauern in ein Zimmer gehen. Nach einer halben Stunde holte man uns, und führte uns zu den Räubern, die mit Strikken gebunden in einem alten Milchgewölbe lagen. Meine Angst und Furcht kann ich nicht beschreiben, als ich die Kerls erblickte, von denen ich vor zwei Stunden so fürchterliche Dinge gehört hatte. Alles in mir empörte sich gegen diese Gesellschaft, und ich weinte bitterlich, als mir der eine sein freundliches Willkommen entgegen rief.

Einer der Bauern fragte die Räuber, indem er uns ihnen zeigte: »Kennt ihr diese hier?«

»Warum nicht?« antworteten zwei, »sie sind unsere guten Freunde.« Paul konnte sich jetzt nicht mäßigen, er wollte auf die Kerls losgehen, und ihnen ihre boshafte Lüge in das Angesicht rufen. Sein Wächter hielt ihn zurück. Nun warf er sich auf die Erde und heulte vor Aerger. Ich stand wie eine Statue.

Als man sich nun durch das Geständniß der Räuber selbst überzeugt glaubte, daß wir zu der Bande gehörten, und Stricke herbeiholte, um uns gleich den übrigen zu binden, da regte sich bei dem dritten Räuber das Gefühl des Unrechts. Er rief mit Unwillen den Bauern zu:

»Laßt doch diese frei, ich kenne sie nicht, habe sie nie gesehen. Sie sind unsere Feinde und eure Freunde gewesen.«

Man stutzte und zögerte über dies zweideutige Bekenntniß. Es schien, als wollten die Bauern nicht gern eine Ungerechtigkeit gegen unschuldige Kinder begehen.

In demselben Augenblicke trat der Küster in das Gewölbe, und sahe mit Erstaunen meinen Paul an.

»Kinder,« sagte er endlich zu den Bauern, »der Knabe kann kein Räuber seyn, wenigstens kann er nicht zu diesen Buben da gehören, denn er ist es, der mich geweckt hat, er ist es, der die Sturmglocke läutete. Laßt ihn frei.«

Die Bauern sahen sich einander an, und blickten dann auf Paul und mich. Das Betragen des Knaben schien ihnen sonderbar, und sie wußten sich aus dieser Verwickelung nicht heraus zu finden.

»Erzähle uns,« sagte der Küster zu Paul, »wie du hieher gekommen bist!«

Paul faßte sich kurz, und fing von da an, wo er, um Brod zu kaufen, in dies Haus gekommen sey, wie er nachher mit mir, seiner Schwester, in der Sandgrube gelegen, und da den Entschluß der Räuber gehört, (hier knirschten diese mit den Zähnen) wie er sich leise durch das Getraide in das Dorf geschlichen, und den einen Knecht im kleinen Stalle geweckt, und auf dessen Befehl nach dem Küster gelaufen und geläutet habe.

Nun verstand ich Pauls Benehmen gegen mich. Er hatte mich für seine Schwester ausgegeben, um mich nicht zu verrathen. Meine Zuneigung, ja meine Bewunderung gegen ihn nahm zu. Er rettete einen Mann aus Dankbarkeit, über dessen Behandlung er wenige Minuten vorher weinte; um

mir Brod zu schaffen, hatte er sich alles gefallen lassen, und selbst seinen eigenen Hunger bekämpft. Kurz, ich erstaunte über die feinen Gefühle des Knaben, und war innigst gerührt über sein Betragen gegen mich. Ich schloß ihn in meine Arme, und rief mit Entzücken: »O mein Bruder, mein Paul!« Sein Blick wurde heiter, und eine himmlische Zufriedenheit herrschte auf seinem Gesichte. Diese Scene entlockte den Augen einiger Bauern Thränen.

Damit Pauls Aussagen noch eine Bestätigung erhielten, wurde der Knecht, welcher verwundet auf seinem Bette lag, herbei geführt. Er erkannte Pauln und drückte ihm herzlich die Hand. »Sehet,« sagte er zu seinem Herrn, »dies ist euer und unser aller Erretter; wir wären alle ermordet, wenn er nicht für uns gesorgt hätte.«

Jetzt trat nun auch der Herr des Hauses herzu, ergriff Pauls Hand, und sprach:

»Vergieb mir meine Unartigkeit; ich habe dich beleidigt und werde es wieder gut zu machen suchen. Du bist ein braver Junge.«

Wir wurden nun in die Stube zu den Kindern des Bauern geführt, und Paul hielt sein verspätetes Abendessen. Am andern Morgen wurden die Räuber an die Obrigkeit abgeliefert, und damit wir nicht etwa in eine ähnliche Verlegenheit kommen möchten, so fertigte uns der Vorsteher einen Paß aus, den die Schöppen und Bauern unterschrieben. Unser Wirth kaufte mir einen kleinen Ring ab für seine Tochter, damit ich Reisegeld erhielt, und ließ uns zur Dankbarkeit noch einige Meilen weiter fahren.

So wanderten wir nun weiter, setzten über einen großen Fluß und kamen an ein kleines Städtchen, welches unter dem Krummstabe seufzt. Mich dauern immer solche Schlachtopfer einer krummstäblichen Polizei, sie leben in der Hölle, und ihre Hirten zeigen ihnen die himmlischen Weiden von ferne. Die Scene in der vorigen Nacht schwebte mir lebhaft in der Seele, und erhöhete meinen Abscheu gegen den Aufenthalt in Höhlen oder Hütten. Ich wünschte jetzt in einem ordentlichen Wirthshause zu logiren. Vor dem Thore der

Stadt lag ein Gebäude, welches einem solchen Hause ähnlich war, der Schild St. Huberts verkündigte es wenigstens. Wir gingen hinein. Es war eine Hütte des Elends, die das Gepräge der größten Dürftigkeit trug, und schien nur für herumziehendes Gesindel bestimmt zu seyn. St. Hubert hat sicher einen bessern Stall für seine Hirsche gehabt, als dieser hier für Menschen war. Sein Pallast gegen über mit Mönchen angefüllt war gleich einem fürstlichen Jagdschlosse.

Der Wirth nahm uns freundlich auf und begleitete uns in ein kleines Zimmer, aus welchem eine Thür in eine größere Nebenkammer führte. Ich bat um eine Milchsuppe, weil ich lange nichts als Brod gegessen hatte, und fragte, wenn eher die Post nach Amsterdam abginge? Der Wirth belehrte mich, daß in einem solchen Städtchen keine Post sey, als nur für die Herrschaft und Obrigkeit, um Briefe befördern zu können.

Die Suppe war bereitet und wir gingen hinunter, um sie im Freien vor der Thür zu essen.

Obgleich der Rauch in die Milch geschlagen war, so schmeckte sie mir doch köstlich, denn ich war sehr hungrig. Ein Weib und ein Mann gesellten sich zu uns, sahen mich beständig an, und gaben sich bedeutende Winke, redeten auch wohl ein paar Worte, die ich nicht verstand. Aus allem aber schloß ich, daß meine Physionomie etwas Auffallendes für sie haben mußte, und daß sie mich nicht für die zu halten schienen, die ich vorstellte. Ich wurde unruhig. Paul bemerkte es und suchte, was uns immer gelungen war, die Zuschauer durch ein lautes Du und Emilie, und durch seine bäurischen Manieren, die mit seiner schönen Bildung kontrastirten, irre zu führen. Dies war indeß hier nicht nöthig, denn diese Zuschauer hatten es auf ganz etwas anders angesehen, als eine Familienentdeckung zu machen.

Nach dem Essen gingen wir auf unser Zimmerchen. Ich nahm mein Schächtelchen aus der Tasche, setzte diesen Behälter meines Vermögens auf einen hölzernen Stuhl und warf meine Schürze

drüber. In der übrigen Kleidung legte ich mich auf das Bette. Paul schob das Bündelchen mit seinen und meinen Kleidungsstücken unter den Kopf und schlief so auf dem Boden zum Füßen meines Bettes.

Schon war die Sonne hoch am Himmel herauf gestiegen, als ich zuerst erwachte. Ich griff nach meiner Schachtel. O Himmel!! rief ich. Sie war fort, man hatte sie mir gestohlen. Mein lautes Weinen erweckte Pauln aus seinem Schlafe. Wir durchsuchten alles auf dem Zimmer, aber sie war fort. Paul lief zu dem Wirthe und klagte. Der Mann kam, bedauerte uns, entschuldigte sich aber auch, daß er dafür nicht stehen könnte. Er ging in die Nebenkammer, wo der Mann mit dem Weibe geschlafen hatte. Beide waren entwischt und hatten ihn nicht nur um zweitägige Zehrung betrogen, sondern auch eine Lade voll Wäsche und Kleider ausgeräumt, und nichts als das schwarze Kleid, worin die Wirthin die hohe Messe hörte und das Abendmahl empfing, zurück gelassen.

Am meisten beweinte ich meines geliebten Karls Bildniß, welches ich in der Schachtel getragen hatte. Der Wirth berechnete seinen Verlust auf funfzig Thaler, ich konnte den meinigen auf tausend anschlagen. Indeß konnte nun alles nichts helfen, ich war arm und mußte den Wirth um Erlassung meiner Schuld bitten. Sogar die Schürze hatte mir das Weib geraubt. Ich ging auf die Straße und weinte zum Himmel. Paul stand neben mir und sahe stillschweigend in die blauen Wolken.

»Höre, Emilie,« fing er endlich vertraulicher als sonst an, »du bist nun so arm als ich, weine nicht, ich will für dich sorgen. Heute sammle ich wieder Kräuter und trage sie in die Apotheke, dafür bekomme ich vier Groschen, und dies reicht für uns hin. Morgen mache ich es eben so.

»Aber wie wollen wir nach Amsterdam, oder wieder zurück kommen?«

Diese Frage setzte ihn in eine überraschende Verlegenheit, er besann sich, kehrte das Gesicht weg, um mir die Thränen zu verbergen.

Als wir so über unser Schicksal nachdachten und unsere Herzen vergeblich mit Trost zu füllen suchten, kam eine offene Chaise hinter uns um einen kleinen Garten hervor. Ein junger Herr im grünen Fracke saß allein darin. Als er uns sahe und die Ursache unsers Elends gehört hatte, bat er uns einzusteigen und versprach auf eine sehr feine Art, uns mit auf sein Landgut zu nehmen, welches sechs Meilen entfernt wäre. Er selbst, sagte er, reise bald nach Amsterdam, und auch dahin wolle er uns mitnehmen und für unsern Unterhalt sorgen.

Paul sprang sogleich in den Wagen und freuete sich, daß er fahren sollte. Dies Glück hatte er noch nie gehabt. Ich zauderte in der ängstlichsten Verlegenheit. Der Herr sahe mich genauer an und wurde dringender in seiner Bitte. Auch Paul kam mit seinem »Komm doch, Emilie!« dazu. Ich stieg in den Wagen. Als ich mich an die Seite des Herrn setzte, überfiel mich eine Todesangst, und es kam mir vor, als säße ich auf dem Armesünderwagen an der Seite des Henkers.

Der Herr bemerkte meine Angst und gab sich alle Mühe, durch eine ernsthafte Freundlichkeit mein Zutrauen zu gewinnen. Dieser Ernst und diese kalte Zurückhaltung gefielen mir. Ich wurde etwas gesprächig und machte ihn mit meinen Absichten bekannt, so viel mir nützlich schien und seine Neugier befriedigen konnte. Indeß sahe er mich doch ein paarmal an mit Augen voll Feuer, die mir nicht gefielen; ich wurde wieder ängstlicher und rückte mehr zur Seite; mein Busen hob sich vor Furcht und meine Wangen wurden röther. Er sahe es und — ich sahe mich sogar genöthigt, ihm seine Zudringlichkeit mit Anstand und Schonung zu verweisen. Er schämte sich und kehrte das Gesicht weg.

Wir kamen endlich auf seinem Landgute an. Er stellte sich nun völlig gleichgültig gegen uns, wie es oft Menschen gegen Hülfsbedürftige, denen sie eine Wohlthat erzeigen, sind. Die Domestiken versammelten sich zu seiner Bedienung. Seine Mutter erschien, um das theure Söhnchen zu umarmen. Nachdem dieser Freudenerguß vorüber war, warf sie einen forschenden Blick auf mich und

dann auf ihren Sohn. Ich fühlte in diesem Augenblicke etwas in meiner Brust, das mich diese Fahrt bereuen machte. — Der junge Herr hingegen blieb in seiner gleichgültigen Fassung, als sey eine solche Scene nichts neues für ihn. — Er erzählte kurz die Art, wie er zu meiner Bekanntschaft gekommen sey.

Die Dame sahe lächelnd den Sohn an, und spöttisch sagte sie: »Du kannst den Knaben zu deinem Jockey und ich das Mädchen zur Kammerjungfer machen; oder wollen wir tauschen?«

Der Unwille preßte mir Thränen aus, aber die Noth machte sie trocknen. Ich war arm und konnte nicht weiter reisen. Paul nahm den Vorschlag an und auch ich willigte ein mit der Hoffnung, daß der Herr sein Wort halten und mich bald nach Amsterdam mitnehmen würde. So war ich nun mit meinem Paul in Diensten und galten für Schwester und Bruder.

Zwei Jahre habe ich unter Seufzen und Leiden zugebracht, denn ich konnte nichts ersparen, um

weiter zu reisen. Der junge Herr hielt nicht Wort, er gieng nach Paris und nicht nach Amsterdam. Mein treuer Paul mußte seinen Herrn begleiten. Dieser Abschied hat mich viele Thränen gekostet.

Meine Dame war stolz, herrschsüchtig, von wenig Verstande und noch weniger feinen Gefühlen. Das Mitleid kannte sie so wenig, als die Delikatesse und Schonung, und ob sie gleich schon tief in die Vierziger war, so war sie dennoch im hohen Grade eitel und eine Kokette der gröbsten Art. Ich konnte ihr die Falten und Taille nie nach ihrem Sinne machen, und wenn ich mich entfernte, so trat sie vor den Spiegel und schob den Busen selbst in die lasciveste Form. Selten verließ ich ihre Toilette ohne Thränen, die übrigens reichlich mit allem angefüllt war, was zu einem solchen Vorrathskasten gehört. — Meine Kenntnisse, die weit über die ihrigen giengen, machten mich ihr nicht selten lästig, und ihre Schaam darüber vermehrte meine Leiden, die mich stark an die Kammerjungfer erinnerten. Wie sehr sind oft diese armen Geschöpfe

zu bedauren!! Meine Bekanntschaft mit der großen Welt und der manière de vivre vornehmer Damen, die ich bisweilen verrieth, frappirte sie so, daß ihre Zweifel in Absicht meines wahren Standes genährt wurden. Eine Kammerjungfer, so klug sie auch ist, und so sehr sie auch in die Geheimnisse ihrer Dame eingeweihet ist, weiß doch selten die feinen Intriguen zu enthüllen und das Interesse des innersten Herzenswinkels zu fassen.

Meine Dame hatte nur eine solche Intrigue, bei welcher sie aber selbst nicht sehr geheimnißvoll war. Ihr Verwalter wußte sie ganz, und die übrige Dienerschaft sahe sie ohne Nimbus. Der Mensch war ihr für ihre Geschäfte und für ihre Person unentbehrlich, daher sie auch in einer vertrauten Eintracht lebten. Unglücklicher Weise mußte ich die Ursach einer kleinen Disharmonie seyn. Es fiel dem Menschen ein, mich schön zu finden und mir die Ehre zu erzeigen, mir dies in faden Geschwätzen vorzusagen. Ich fertigte ihn ab, wie er es verdiente. Sein Stolz war nach seiner Meinung beleidigt, er drohete mir in den härtesten

Ausdrücken, und glaubte sich dazu berechtigt wegen seines höhern Standes und seinem Verhältniß zu der Dame. Vielleicht ist manches arme Mädchen in einer ähnlichen Lage!! —

Er hielt Wort und schwärzte mich bei der Dame an, indem er mir seine Absichten andichtete. Noch jetzt kann ich mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich daran denke. Unschuldig verleumdet werden ist ein Schmerz, der nicht zu beschreiben ist, er brennt wie feurige Kohlen, die das gute Gewissen vergeblich ganz zu löschen sucht.

Meine Dame glaubte dem Menschen und fand sich im Herzen beleidigt. Ihre Drohungen, mich zu entlassen, gingen bei mir vorüber, aber die giftigen Stacheln ihrer Satyre trafen mein unschuldiges Herz und machten die Thränen stromweise fließen. Alle Furien der Hölle sind nichts gegen ein eifersüchtiges Weib dieser Art, ihr Zorn kennt keine Grenzen. — Ich hatte ein paarmal mehr gesehen, als ich sollte und wollte, und bezeigte meinen Abscheu, dies schwebte ihr immer noch vor den Au-

gen; die Würde und das Selbstgefühl, welches die Unschuld giebt, und womit ich mich jetzt vertheidigte, machten die Frau beinahe rasend. Indeß kam ich doch mit einigen Mißhandlungen davon. Die gänzliche Verabschiedung, die ich suchte und wünschte, hinderte der Verwalter selbst, weil er ein Interesse dabei hatte. — Das Laster hüllt sich gern in den Schein der Tugend.

In dieser traurigen Lage war mein Karl immer noch mein einziger Trost und meine Hoffnung. Ich glaubte, er würde meinen Brief erhalten haben und alle Häuser auf dem Wege nach Amsterdam durchsuchen. Man schmeichelt sich so gern mit leeren Hoffnungen und findet sich glücklich in seinen Träumen. Die Selbsttäuschung hat viel Angenehmes, ehe man sie dafür erkennt, was sie ist, aber durch die Enthüllung fällt sie Centnerschwer auf das Herz und ziehet es von seiner Höhe herab. Möchte ich doch nicht diese Erfahrung gemacht haben!

Im vorigen Herbste kam endlich mein Paul zurück. Ich freuete mich wie eine Unglückliche, die

ihrem Erretter entgegen gehet, ob ich gleich wußte, daß der Knabe nur der Gefährte meiner Leiden, aber nicht mein Erretter seyn konnte. Sobald er seinen Dienst verrichtet hatte, kam er auf mein Zimmer gelaufen, und kaum hatte ich Zeit aufzustehen, als er schon in meinen Armen lag. Sein Gesicht glänzte von einer himmlischen Freude, und auf seinen Lippen ruhete ein Geheimniß, daß er in dem Uebermaaße seiner Empfindungen nicht verständlich an den Tag zu bringen wußte. »Emilie, ich habe es gefunden,« rief er und sahe mich freudetrunken an, »nun können wir reisen.«

»Was hast du denn gefunden?«

»Ja, ich habe es gefunden. Höre nur, wie es zuging. Mein Herr kehrte auf seiner Reise nach Paris bei einem Edelmanne ein, welchen er seinen Freund nannte. Am andern Morgen, als wir abreisen wollten und ich schon alles eingepackt hatte, stand ich vor dem Thore und dachte an dich, während mein Herr noch seine Chokolade schlürfte. Jetzt führte man einen Gefangenen mit seinem Wei-

be in das Gefängniß. Sie waren in dieser Nacht bei einem Diebstahle ergriffen worden. »Das sind sie,« rief ich einigemale aus, als sie bei mir vorbei gingen. Der Gefangene sahe mich an, schlug dann die Augen nieder und ging einige Schritte weiter. Der Amtsvogt näherte sich mir und fragte: »Kennst du den Kerl?«

»Ja! ich kenne ihn,« antwortete ich, »er ist es, der mich und meine Schwester bestohlen hat. Nun nannte und beschrieb ich alle Stücke in deiner Schachtel. Als die Delinquenten in Sicherheit waren, wurde die Sache dem Amtsrichter gemeldet, und sogleich ein Verhör gehalten. Man fand die Schachtel in der Tasche des Weibes, und nur ein Ring fehlte darin. Das Weib gestand den Diebstahl ein, und auch den Verkauf dieses Ringes. Ich erhielt also alles wieder; hier hast du deine Schätze.« Er zog das Kästchen aus der Tasche und überreichte es mir mit den Worten: »Nun ist mir wieder recht wohl.« —

Meine Freude über dies unerwartete Glück können Sie sich leicht denken, lieber Prediger. Es

giebt Augenblicke, wo man in der äußersten Ekstase ist, und in der Gewalt der zuströmenden Empfindungen dennoch mit sich hadern möchte, daß man sich nicht genug freuet. So ging es mir. Ich riß das Kästchen auf, sahe über alles weg, griff nach Karls Bildniß, küßte es hundertmal, drückte Pauln an mein Herz, nahm das Bildniß wieder, hielt es vor den Spiegel, um mich und den Geliebten zugleich zu sehen; kurz, ich war in einer freudigen Verwirrung.

Von dieser Stunde an nahm das Selbstgefühl meiner Würde wieder zu, und ich erduldete mit frohem Muthe alle neugierigen Neckereien des jungen Herrn und seiner Mutter über das Bildniß, das ich am Halse trug.

Paul war nun vierzehn Jahre alt und wurde konfirmirt. Dieser Tag war einer der feierlichsten in meinem Leben. Die Religion und meine Liebe fließen so leicht in einander, daß sie mir eins zu seyn scheinen, und ich kann mir den ewigen Urheber meines Daseyns nicht denken, ohne ihm zugleich

zu danken für das Leben meines Karls. Aus seiner Hand floß der Quell der Liebe in unsere Herzen herab. Ich erinnerte mich jetzt des feierlichen Tages, wo ich Gott und der Tugend Treue schwur, und ein heiliges Feuer durchglühete meine Adern, mein Herz betete, und mein Geist schwebte in himmlischen Gefilden, wo ewige Ruhe und ewiger Frieden wohnt, wo die Palme des Sieges für reine Tugend und treue Liebe wehet. Ach! lieber Prediger, Sie verrichten ein göttliches Geschäft, wenn Sie die Menschen lehren die Religion zu lieben! Sie ist mein größter Schatz geworden; sie gießt Trost in das wunde Herz, und Heiterkeit in das trübe Auge, sie ist die Leiter, auf welcher sich der Mensch durch alle Leiden hindurch zum Himmel erhebt, und seine traurigen Empfindungen in Wonnegefühle verwandelt.

Am Abende dieses Tages war ich ganz mit mir und meinem Karl beschäfftigt, und schwur ihm aufs neue Liebe und Treue. In der Sehnsucht zeigt die Liebe ihre größte Stärke, und findet Hoffnung, wo keine ist, sie steigt über Hindernisse hinweg, und

schafft Unmöglichkeiten zu Möglichkeiten um. Ich war in solcher Lage, als Paul ängstlich auf mein Zimmer kam, und mir mit einer großen Verlegenheit einen geheimen Plan seines Herrn entdeckte. —

Mein Gefühl empörte sich bei den Planen des Wollüstlings, und ich schauderte vor diesem Aufenthalte des Lasters, wo das Verbrechen auf dem Grabe der Tugend die Leichenrede hält. Ich weinte, und sahe flehend um Hülfe zum Himmel auf, ob er mich nicht aus diesem offenen Grabe führen wolle. — Am meisten schmerzte es mich, daß der Mann mit leichtsinniger Gleichgültigkeit über meine Tugend absprach, und die Würde des weiblichen Geschlechtes in mir zu erniedrigen suchte. Wer selbst keine Tugend hat, kann sie auch nicht bei andern ertragen. Dies mag leider oft der Fall bei den Männern seyn, die nie Liebe, sondern thierischen Trieb fühlen. Wir armen Mädchen müssen uns oft als Gegenstände der Zügellosigkeit der Wollüstlinge betrachten lassen, und der Widerstand, den wir leisten, wird selbst zum Pfeile auf unsere Ehre gebraucht. — O die Leiden, die aus gekränkter

Ehre, oder auch nur aus Mißtrauen in dieselbe, entstehen, sind schrecklich, sie verzehren die Lebenskraft und stumpfen den Geist ab. Möchte doch dies die Männer vorsichtiger und schonender machen!

»Was willst du beginnen, Emilie?« fragte Paul, als er meine heftigen Bewegungen sahe.

»Das weiß ich nicht,« antwortete ich, »rathe du mir.«

»Wir müssen entfliehen, und zwar noch in dieser Nacht. Ich kenne den Herrn aus manchen Pariser Galanterien, er ist dir gefährlich, denn was er will, das will er ernstlich, und besonders in solchen Fällen. Liebe Emilie! gieb ihm ja nicht nach, ich bitte dich herzlich, damit Gott nicht mit uns zürnt.«

»Guter Junge!« antwortete ich, »Emilie stirbt eher als der Wüstling ihre Ehre berührt.«

Ich ging sogleich zu der Dame und bat um unsern Abschied. Sie lachte über meine Thorheit, wie sie es nannte, und versicherte, daß sie mich sehr wohl verstehe, und daß ich nichts zu fürchten hätte, am wenigsten von ihrem Sohne, welcher keinem

hübschen Mädchen etwas zu Leide thue, weil er sie alle sehr liebe. —

Sie sprach dies in einem Tone und mit einem Lächeln und Blicken, die mich tief kränkten. Ich stand wie versteinert da, und wußte nichts zu antworten. Endlich fuhr ich unwillig und heftig heraus:

»Ihr Sohn ist gerade die Ursache warum ich hier nicht bleiben kann, und ich bitte nochmals, entlassen Sie mich mit meinem Bruder.«

Ich wurde abgewiesen und ging traurig auf mein Zimmer. Was Paul mir geweißagt hatte, das traf ein. Der junge Herr wurde zudringlicher, und da er alle seine Galanterien erschöpft hatte, wagte er es sogar mich durch Sophismen, die er Vernunftschlüsse nannte, zu überzeugen, daß ich ihn lieben müßte. — Welch eine Qual ist es, wenn man die Verletzung der Ehre und aller Gefühle für eine Gnade ansehen soll! O, es ist schrecklich! wenn das Laster seine Pfeile schärft und Mangel an Achtung für die Tugend die Natur beleidigt, aber noch

schrecklicher ist es, wenn der Frevel in der Tugend selbst Gründe zu seiner Rechtfertigung sucht! Der Herr warf mir Undank vor, erinnerte mich an meine unglückliche Lage auf der Landstraße, und forderte ein Opfer, welches ich selbst der Gottheit nicht bringen würde, wenn sie es fordern könnte. —

Vor einigen Tagen kam er auf mein Zimmer, als ich im Begriffe war mich anzukleiden. Ich verwies ihm mit Höflichkeit seine Unart und den Mangel an Delikatesse. Er fand es sonderbar, daß die Kammerjungfer seiner Mutter so mit ihm spreche, und blieb. Ich fing bitterlich an zu weinen. Er erblickte meines Karls Bildniß an meinem Halse, und wurde so ungestüm, daß ich ihm in der Angst einen derben Stoß versetzte, und laut aufschrie. In diesem Augenblicke trat Paul in das Zimmer, und empfing einen ungnädigen Willkommen von seinem gnädigen Herrn. Der Knabe blieb gelassen und lächelte mich freundlich an, ich drückte ihn an mein Herz und weinte aus Freuden. — Der Herr entfernte sich mit einem fürchterlichen Blicke.

Bald nachher wurde Paul in seines Herrn Zimmer gerufen, welches an das Meinige stieß. Ich hörte die schrecklichen Drohungen von »todtschlagen und morden,« wenn er nicht seine Schwester beredete, ihre Ziererei aufzugeben.

»Machen Sie mit mir, was Sie wollen,« antwortete Paul, »aber schonen Sie meiner Schwester! ich werde mir eher die Zunge ausschneiden lassen, als ihr zu etwas Schändlichem rathen.« —

Die Hand seines Herrn prallte an seinem Kopfe ab. Er schwieg, und ich weinte in meiner Kammer.

Vorgestern, es war schon zwölf Uhr in der Nacht, als ich im Bette lag, sprang plötzlich die Thür auf, und der Herr stand mit einem Lichte in der einen Hand, und mit einem Pistol in der andern, vor meinem Bette. Ich schrie laut: »Was wollen Sie?«

»Sie erschießen, wenn Sie noch einen Laut hören lassen, und sterbend von Ihnen erhalten, was Sie lebendig stolz genug sind, mir zu versagen.«

Die Angst machte mich schweigen. Ich suchte ihn zu besänftigen. Er setzte das Licht auf einen Tisch und näherte sich mir. Ehe er sich es versahe hatte ich die Pistole in der Hand. Erschrocken trat er zurück.

»Emilie! was wollen Sie?«

»Sie erschießen, wenn Sie es wagen sich mir zu nähern?«

Ein Mordgewehr in meiner Hand, meine Tugend in Gefahr! Ach! ich kann nicht beschreiben, welche Angst, welche gewaltige Empfindungen auf mein Herz zustürmten! Ich hätte ihn erschossen, den Wollüstling, wenn er sich mir genähert hätte. Gott! rief ich, erbarme dich meiner, und laß mich nicht sinken!

»Das sollst du nicht,« antwortete Paul, der jetzt ins Zimmer sprang, und gerade auf seinen Herrn losging.

»Herr! das ist niederträchtig, ein armes Mädchen mit Gewalt zur Sünde zwingen zu wollen. Sie sind ein Bösewicht. — Mit mir machen Sie, was

Sie wollen, aber vergreifen Sie sich nicht an Emilien, oder . . . .

Ich erhob mich aus dem Bette. Der Junker sahe es und wollte auf mich losstürzen. Paul warf sich in die Mitte, faßte den Ungestümen bei der Brust, warf ihn rücklings nieder, knieete sich auf ihn und rief — fort, Emilie! fort. —

Ich raffte meine Kleider zusammen und lief zur Thür hinaus. Das Pistol warf ich in der Angst auf das Bette. Hinter dem Garten kleidete ich mich so an, wie Sie mich hier sehen. Gestern, lag ich in einem Wäldchen, und diesen Morgen sahe ich den Herrn, der hier vor der Thür war, und eilte dies Dorf zu erreichen. Sophie ist meine Retterin gewesen.

Nun ist die Reihe an Nummer zwei, sagte sie, und schwieg.

»Ich werde meine Pflicht erfüllen,« erwiederte William, »wenn Sie erst ganz vollendet haben. Wo ist Paul?« —

»Ach! ich weiß nicht was aus ihm geworden ist, er knieete noch auf seinem Herrn, als ich aus dem Zimmer lief.«

»Und Ihre Schachtel mit den Kostbarkeiten?«

»Auch die habe ich zurück lassen müssen.«

»Ich schaffe Ihnen beide, so wahr ich William heiße und ein Engländer bin. — Wie heißt der Herr?«

»Von Büberich zu Bühlen.«

»Der Name ist mir bekannt, und wenn ich nicht irre, so habe ich einen solchen Wicht in Paris gesehen.« —

William schwieg und versank in Nachdenken. — »Nun, lieber William,« begann Sophie, »erfüllen Sie Ihre Pflicht, wir werden Sie überdem wohl nie wiedersehen!« . . . Ihr Busen hob sich in einem tiefen Seufzer.

»Nie wiedersehen!« rief William, und sahe sie zärtlich an. »Im Anfange des Oktobers komme ich hier durch, ein Gelübde bindet mich Jemanden in dem Westerwalde zu besuchen. Ich bleibe dann sicher einige Tage bei Ihnen.«

Diese Worte verbreiteten mit einemmale Heiterkeit auf allen Gesichtern. Emilien wurde leichter in der Brust, und Sophie seufzte, wie man zu

seufzen pflegt, wenn man einer großen Bürde plötzlich entledigt ist, und sich ungewöhnlich leicht fühlt.

»Wer ist der Unbekannte,« fragte Loyise, »der uns die lieblichste Hoffnung unsern Freund William wiederzusehen gemacht hat?«

»Es ist ein Unglücklicher, der sich mit einer noch Unglücklichern lebendig begraben hat.«

Nun erzählte William in ziemlich verkehrter Ordnung seine Verirrung in dem Westerwalde. Die Geschichte des jungen Mannes und seiner zärtlich geliebten Adelheid, machte erstaunlichen Eindruck auf die Zuhörer. Sophie faltete die Hände und weinte. Emilie sahe finster und ohne Bewegung vor sich nieder. Das Unglück zweier Liebenden findet den höchsten Grad des Mitleids in liebenden Herzen. Als William den Abgrund schilderte, an welchem das Kenotaphium stehet, und das Stürzen des Wassers über den Felsen, das Rauschen in den hohlen Schlund der Erde hinab lebhaft mahlte, beiläufig auch des Sarges erwähnte, da fuhren alle Zuhörer plötzlich auf, und der Prediger äußerte den

Wunsch, daß diese Erzählung eine Erdichtung seyn möchte.

William versicherte die Wahrheit der Geschichte, und beschrieb nun die jetzige Lebensart der Einsiedlerin. Als er die Scene in der Kapelle schilderte, da wankte Sophie hin und her auf ihrem Stuhle, und der Prediger fragte ängstlich: »Wie heißt die Einsiedlerin und ihr Gesellschafter?«

»Frau von Wildenstein und Karl von Wildenstein.«

Emilie sank ohnmächtig in des Predigers Arm. Ein großer Schmerz im Innern gab dem Angesicht die Farbe einer Leiche. Die beiden andern Frauenzimmer waren in der eiligsten Geschäftigkeit der Scheintodten das Leben wieder zu geben. Der Prediger sahe zum Himmel auf, und schien gar nichts zu denken, wie es uns bei einer plötzlichen Erschütterung aller Organe zu gehen pflegt.

William trat einige Schritte zurück, um einen Brief anzunehmen, den jetzt ein Bote von Bierdam an den Prediger brachte.

»Wäre es möglich!« sagte er, als die Aufschrift ihm in die Augen fiel. »Warum habe ich nie nach seinem Namen gefragt? — Und ihre Geschichte!« Er sann nach, und lief dann schnell dem Birnbaume zu. »Strahlenberg! Sie halten Adelheid von Wildenstein in Ihrem Arme.«

»Adelheid von Wildenstein? —

»Gewiß, sie muß es seyn, ihre Geschichte, ihr Gesicht und das Gemählde in jener finstern Grotte ist eins.«

»O wenn sie es wäre!!«

Die beiden Frauenzimmer brachten Emilien zu sich selbst. Als sie die Augen öffnete und den Prediger anblickte, da fuhr ihm plötzlich ein Lichtstrahl durch die Seele.

»Adelheid!« rief er.

»Strahlenberg!« seufzte sie, und lag aufs neue in seinem Arme und empfing den herzlichsten Kuß des Wiedererkennens.

»Adelheid! sind Sie es?«

»Ich bin es, ja ich bin die unglückliche Adelheid.« —

»Wie war es möglich Sie zu verkennen, es sind ja nur sieben Jahre, daß ich Sie nicht sahe?«

»Ach! in solchen sieben Jahren verändert sich ein Mädchen sehr, und wir sind ja die Vergänglichkeit selbst.«

»Erkannten Sie mich nicht?«

»Ich erkannte Sie, aber eine geheime Furcht hielt mich ab mich heute zu entdecken.«

Diese Scene des Wiedererkennens war unbeschreiblich rührend. Das freudige Entzücken, die starken Empfindungen, den Drang des Herzens und die wonnetrunkenen Blicke, das fröhliche Erstaunen, wer vermag es zu schildern? Solche Freuden sind nicht von irdischer Art. Das Gefühl steigt hinter dem Schleier in die Höhe, der unser Auge umhüllt.

Strahlenberg erzählte kleine interessante Geschichten aus Adelheids frühester Jugend, und freuete sich wie ein Kind, das unvermuthet seine Gespielinnen wieder findet.

Adelheid weinte bei der Erinnerung jener glücklichen Tage. Die feinen Empfindungen, die sorglosen Freuden eines jugendlichen Herzens drängten sich durch den Strom nachgefolgter Leiden.

Ueberstandene Gefahr giebt in der Erinnerung angenehme Empfindungen, der glücklichere Zustand, der vor ihr herging, vereinigt sich mit der Gegenwart, und beide rücken das Unangenehme in ein halbes Dunkel, welches das fröhlichere Licht stärker hervorleuchten macht. Der Mensch ist nie glücklich, wenigstens fühlt er es nicht, wenn ihn auf seiner Lebensbahn nicht einmal ein Irrweg aufnahm, der am Ende in ein lachenderes Feld überging. Hier stehet er dann und athmet freier aus leichter Brust. Seine Freude wird nur getrübt, wenn eine dunkele Wolke am Horizont heraufziehet; weicht sie seitwärts ab, so kümmert er sich nicht viel, steigt sie gerade auf ihn zu, so wird er ängstlich und immer ängstlicher bis sie über seinem Haupte schwebt. Die Furcht verwandelt sich in Kraft, und das Herz, das vorher bangte, fühlt neuen Muth, es wagt den Kampf und erringt das Ziel. Erfahrung lehrt Freuden und Leiden auf richtiger Waage wägen.

Adelheid wäre jetzt auf dem lachenden Felde gewesen, ihre frohen Empfindungen wären in lautere Freude übergeströmt, wenn nicht das traurige Bild ihrer Mutter und ihres Karls den Horizont getrübt, und ihrer Seele den freiern Flug benommen hätte. Ein feinfühlendes Herz ist nie der Freude offen, wenn es weiß, daß seine Geliebten leiden! — In ihrem Innern war ein starker Wechsel der Empfindungen, und sie wagte es nicht einmal sich zu freuen, ob sie gleich fühlte, daß im Schooße des Freundes die Unschuld sicher ruhet.

William verstand, was in Adelheids Seele vorgieng; er selbst fühlte in sich eine sonderbare Mischung der Empfindungen. »Karl weint am Kenotaphium, und die Mutter betet zu ihr als zu einer Heiligen, und hier ruhet sie im Arme des geliebten Lehrers!« — »Adelheid,« sagte er, »ich muß Sie zu Ihrer Mutter bringen, und Karln überzeugen, daß ich eine Todte aus dem Grabe erweckt habe. — Wir müssen eilen, damit nicht meine Kunst an dem schwarzen Sarge scheitert.« — —

Ein ländliches Mahl beschloß diesen merkwürdigen Tag. Die ersten Strahlen der wieder aufge-

henden Sonne trafen William in seinem Wagen. Er fuhr nach Bühlen.

Der Herr von Büberich erschrak, als sich dieser unerwartete Gast melden ließ. Er erinnerte sich einer Ehrensache aus Paris, der er ausgewichen war, und verbat sich den Besuch.

William ließ ihm sagen: er komme nicht, um eine alte Sache abzumachen, sondern ihn zu bitten, ihm zum Beweise seiner Versöhnung eine kleine Gefälligkeit zu erzeigen.

Büberich empfing ihn mit einer ängstlichen Verlegenheit. Nach vorläufigen Komplimenten und standesmäßigen Cerimonien, die hier noch weniger als nichts bedeuteten, fing William an:

»Sie könnten mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir zur Fortsetzung meiner Reise einen Jockey verschafften. Ueberlassen Sie mir den hübschen Burschen, welcher Sie in Paris bediente.«

Büberich. Das kann ich nicht, weil ich Sie nicht betrügen will, der Bursche taugt nichts.

William. Ich will ihn schon erziehen, überlassen Sie ihn mir nur.

Büberich. Das wird er selbst nicht wollen.

William. Lassen Sie ihn kommen, ich will ihm meine Bedingungen sagen. Er mag dann wählen, bleibt er lieber bei Ihnen, nun wohl; so muß ich zufrieden seyn.

Büberich. Der Bursche taugt nicht für Sie, überdem sitzt er jetzt im Gefängniß, weil er mich hart beleidigt hat.

William (mit verbissenem Zorn). Wie ist das möglich, ein Knabe von vierzehn Jahren, der so gut und so treu schien, daß mich seine Treue zu dieser Reise angetrieben hat! O lassen Sie ihn doch kommen.

Büberich. Diesen Gefallen will ich Ihnen erzeigen, aber gesetzt, er wollte mit Ihnen reisen, so kann ich dies nicht eher erlauben, bis er seine Strafe ausgestanden hat.

»Du Nichtswürdiger!« rief ihm William nach, als er aus dem Zimmer gegangen war, »wie erfinderisch das Laster zu seiner Entschuldigung ist.«

»Er wird bald erscheinen,« sagte Büberich und nahm seinen Sitz wieder ein. — William sahe ihn forschend an und fragte: »Habe ich Sie nicht gestern früh auf einem Spatzierritte gesehen?«

Büberich (verlegen). Das kann seyn; ich ritt der entlaufenen Kammerjungfer meiner Mutter nach.

William. So! hat sie Ihnen etwas entwendet?

Büberich. Allerdings, sonst ließe ich solches Gesindel laufen.

William erhob sich. Gesindel! Haben Sie Gesindel in Ihrem Dienste?

Büberich. Es trifft sich so. Paul ist von derselben Art, ich habe ihn einst mit seiner entlaufenen Schwester von der Straße aufgerafft.

Paul erschien. Er trug den Arm im Tuche und sahe einer Leiche ähnlich. Sein Anblick preßte Thränen in Williams Auge. »Willst du mir dienen,« fragte er ihn, »und mit mir nach England reisen?«

Der Bursche sahe ihn an und antwortete weinend: »Was wollen Sie mit einem Krüppel machen? Sehen Sie nur meine Gestalt an. Ich leide fürchterlich und freue mich dennoch über diese Leiden, denn sie haben eine Unschuldige gerettet.

William. Nach welchen Gesetzen haben Sie ihn so gemißhandelt?

Büberich. Der Knabe vergriff sich an mir.

Paul. Das ist wahr, mein Herr, aber er vergriff sich an meiner Schwester, und wollte sie zur Sünde zwingen, das konnte ich nicht ertragen.

William. Du hast brav gehandelt. Wer sich an der Unschuld vergreift, der beleidigt Gott, und wer sie rettet, über den freuen sich die Engel. — Herr von Büberich!! — Sag' mir, Paul, wie heißt deine Schwester und wo ist sie?

Paul (weinend). Emilie Rheden heißt sie, wo sie jetzt ist, das weiß Gott.

William. Willst du mit dieser Emilie Rheden reisen?

Der Knabe sahe ihn erstaunt an und konnte keine Antwort finden. William wiederholte seine Frage, und nun lag er zu seinen Füßen. »Ja, mein Herr, durch die ganze Welt gehe ich mit ihr.«

William. Stehe auf, du bist in meinen und Emiliens Diensten.

Büberich. Das gehet nicht an; ich lasse ihn nicht fahren.

William. Warum nicht? Er hat freiwillig gewählt, und dies war unser Vertrag.

Büberich. Erst muß er seine Strafe ausstehen.

William. Wie die Wollust auch rachsüchtig ist! Zeigen Sie mir das Gesetz, welches Ihnen erlaubt, den Knaben zum Krüppel zu schlagen und ihn dann noch in das Gefängniß zu werfen! Ich habe jetzt das erste Recht auf den Burschen, er ist mein, ich nehme ihn zu mir.

Paul war ganz freudetrunken, und Büberich tobte über die Beleidigung in seinem Hause.

»Nur ruhig, Herr!« sagte William, »ich weiß alles. Sie haben ein unschuldiges Mädchen beleidigt; Sie sind mit Pistolen, wie ein Räuber in der Nacht, auf ihr Zimmer gekommen, um sie zu Ihrer Wollust zu zwingen; sie ist entflohen, und dieser Knabe trägt seiner Bruderliebe wegen seinen Arm im Tuche. Dies sind Dinge, die Rache fordern. Sehen Sie hier?« — Er zog ein Pistol aus der Tasche und hielt es spielend in der Hand.

Büberich rief seinen Reitknecht und Kutscher. »Wozu das?« sagte William gelassen, »Sie verstehen sich ja selbst auf Pistolen.... Noch eins, mein Herr! ich fordere das Kästchen der Emilie mit allem, was darin ist.«

Büberich. Sie muß selbst kommen und es abholen.

William. Elender! so niederträchtig hätte ich dich nicht geglaubt. Wissen Sie, daß Emilie nicht ist, wofür Sie sie halten? Sie ist von edlerer Geburt, als Sie selbst. Ihr Herz mag ich nicht mit dem Ihrigen vergleichen, um die Tugend nicht zu entweihen. — Ich fordere das Kästchen; geben Sie es heraus, oder nehmen Sie diese. (Er reichte ihm ein Pistol.)

Jetzt trat die Frau von Büberich in das Zimmer.

»Madame,« sagte William, »entschuldigen Sie mich, es betrifft eine Ehrensache von Paris, und eine andere von einer ganz neuen Art, die ich mit Ihrem Sohne zu vergleichen habe, und wozu er sich verstehen muß.«

Büberich. Ich gebe das Kästchen nicht heraus, bis das Mädchen selbst kommt. Wo haben Sie Ihre Vollmacht? Kann ich Ihnen trauen?

William (äußerst aufgebracht). Fort, Nichtswürdiger, auf den Mantel, ich fordere Genugthuung auch für mich.

Der Sohn zitterte und die Mutter bebte.

»Sind Sie bald entschlossen?« fragte William. (Jener schwieg.) »Wie verächtlich ist der Mensch,

wenn er kein Ehrgefühl mehr hat! — Ich werde mich sogleich an die Regierung wenden, und die Gesetze, die auch einen verächtlichen Menschen Ihres Standes treffen müssen, ansprechen.«

Die Frau von Büberich und ihr Sohn waren der Landesregierung von einer sehr nachtheiligen Seite bekannt und fürchteten die strenge Gerechtigkeit dieses hohen Kollegiums. Madame entfernte sich und kam bald mit dem Kästchen zurück. William nahm es in Empfang, empfahl sich höflich und stieg mit seinem Paul in seinen Wagen.

Um Mitternacht klopfte er an die Thür des Pfarrers in Niederdam, Adelheid und Sophie eilten beide zugleich, sie ihm zu öffnen.

»Hier ist Ihr Paul,« sagte er, indem er den Knaben ihr in die Arme drückte. Sprachlos umarmten sich die Geschwister des Unglücks, und Adelheid weinte Freudenthränen.

Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo wir die Erde und uns selbst vergessen, und mit unsern Gedanken und Empfindungen in höhern Regionen schweben, wo uns die Hülle des Geistes lästig wird bei dem Hinüberschauen in die Ewigkeit,

wo die Tugend und die zärtliche Freundschaft, fest umschlungen, am Throne des Vaters danken. Die entfallene Thräne verstattet dem Geiste mit der ganzen Fülle seiner Kraft einen freiern Flug, das Gefühl ermattet im Uebermaaß der Wonne, und der Sprache fehlen die Worte. Inniger freuet sich nicht die Geliebte, wenn ihr im Reiche der Seligen der Herzenrichter den Geliebten zuführt, als sich Adelheid des Wiedersehns ihres Erretters freute.

William faßte Sophiens Hand und sahe nach Adelheid. »Eine solche Scene,« sagte er, ist das halbe Leben werth! — Hier, Adelheid, haben Sie Ihr Kästchen.«

Sie ergriff es mit der Rechten und drückte Pauln mit der Linken fest an ihr Herz. In dieser Stellung fand sie der Prediger und seine Frau. Eine solche Mitternacht war noch nie auf der Pfarre gefeiert.

Der folgende Tag verging mit Anordnungen zu der Reise. Am dritten Morgen saß William und Sophie, Adelheid und der Prediger im Wagen und fuhren nach Wildenstein. Paul dünkte sich ein König zu seyn auf seinem Sitze neben Williams Diener. Am sechsten Morgen früh um zwei Uhr fuhren sie

durch

durch Bischofsheim auf die Burg. Paul war außer sich vor Freude, als er die Fluren seines Dörfchens sahe und jeden Fußpfad in der Ferne zeigte, auf welchem er mit Adelheid entflohen war. Diese aber wurde trauriger, denn das Bild ihrer Mutter schwebte vor ihren Augen. Sie sahe sie in Gedanken im Sarge liegen und ihren Karl am Kenotaphium weinen, wo sie selbst ihren Namen in die Buche grub und Pauln zum erstenmale sahe.

Der Verwalter erschien und bewillkommte die Fremden. »Können wir nicht den Herrn von Wildenstein sprechen?« fragte der Prediger.

»Ich bedaure es sehr,« antwortete der Verwalter, »daß mein Herr nicht zu Hause ist. Er wurde gestern zu einer unglücklichen Verwandten gerufen, die vielleicht jetzt schon die Erde verlassen und zu ihrer Tochter gegangen ist.» — —

»Wohnt sie weit von hier?«

»Zwei Stunden in den Wald hinein. Wollen Sie dorthin gehen, so will ich Ihnen einen Führer geben.«

»Wir danken,« antwortete Adelheid und sahe sich um. »Paul, wo bist du?«

Paul war nicht da und man forderte den Führer, aber ehe dieser kam, lief Paul schon keuchend auf die Burg. Er war im Dorfe von dem Wagen gesprungen und hatte erst seinen alten Klaus besucht. William drückte ihm herzlich die Hand, und nun gingen sie durch den Garten dem Walde zu. Adelheid wankte bei jedem Schritte und stützte sich fester auf Strahlenbergs Arm.

Wenn die Sterblichen sich versöhnen und über die Vergangenheit einen Schleier werfen, so feiert der Himmel ein Fest, die Elemente ruhen und die Natur verjüngt sich; der Sturm hat sich gelegt; höher schweben die blauen Wolken und fröhlich strahlt die Sonne über Berg und Thal, schwebend in der Luft singt die Lerche ihr Morgenlied. Der Ewige ist vorübergegangen und aus seines Kleides Saum floß Friede auf die Erde herab. — Friede über diesem Felsen! Die Stunde der Ruhe schlägt für drei Wesen, und die Todten gehen aus den Gräbern hervor. Der dunkle Vorhang wird aufgezogen, der versöhnte Richter wägt Schuld von Unschuld, Irrthum von Wahrheit, Leichtsinn von Bosheit. Da stehen die Schuldigen und Unschuldigen und fle-

hen um Gnade, der Vater der Liebe rückt seine Waage und die seeligen Geister feiern ein Fest der Barmherzigkeit. Das selbstgequälte matte Herz wagt es kaum, sich zu freuen, und freuet sich dennoch, es siehet seine Fesseln schwinden und hebt sich zu hoher Empfindung empor. — Aus dem Grabe gehet die Mutter hervor und drückt an ihre reuevolle Brust die geliebte Tochter, ihre Quaal ist geendet, das Pochen im Busen hört auf, denn das Gewissen ist halb verstummt. — Menschen mit kalten Herzen entfernt euch, Adelheid nähert sich ihrer Mutter.

Adelheid, du führst deine Mutter aus dem Sturm der Verzweiflung in den Hafen der Ruhe! Weiche Seele, du gibst das Leben der, die dich gebahr! Dein Herz fühlt Angst und fürchtet den Anblick des Elends, deine Empfindungen stürmen in deiner Brust, deine Gedanken fließen alle in einen zusammen, dein Mund seufzt: Mutter! und deine Phantasie mahlt sie dir, wie sie ist, und wie sie nicht ist.

Der Anblick des Felsen machte das fromme Mädchen schaudern. »Hier,« sagte sie, »liegt die Ruhe der Mutter begraben? Ach Geliebte! werde

ich sie erwecken, werde ich dir den entflohenen Frieden wiedergeben können? O Vater dort oben, stärke mich! Gib meiner Mutter wieder, was sie verlor, sie hat gebüßt! Vergib ihr und mir nach deiner Güte.

Die hölzerne Wanduhr schlug sechsmal. Hannchen sang ihr Morgenlied. Adelheid trat in das Zimmer, ihre Kniee zitterten, ihre Füße wankten, sie sank an der Thür nieder; Hannchen fiel über das Bette her, welches sie aufzuschütteln im Begriff war.

»Dich sahe ich zuletzt,« sprach Adelheid, als sie sich erholt hatte, »dich sehe ich zuerst, gutes Mädchen, siehe, Gott hat mich nicht verlassen.«

Sie drückte das Mädchen an ihr Herz und fragte im ängstlichen Tone: »Wo ist meine Mutter?«

»Sie betet für Sie und zu Ihnen! Vielleicht zum letztenmale, die Stunde ihrer Auflösung wird bald schlagen.«

Adelheid eilte nach der Kapelle; die Thür war zugemacht. Strahlenberg, Sophie und William standen neben ihr. — Jetzt rief die Mutter:

»Adelheid! meine Tochter, vergieb mir, damit mir Gott auch vergebe in meiner nahen Todesstunde.«

Adelheid sank in Strahlenbergs Arm. William schob leise die Thür auf. Man vernahm die tiefen Seufzer aus der gepreßten Brust. Nach einer kurzen Pause erhob sich die Mutter und rief aufs neue:

»Adelheid! mein Geist wird heute vor dem Richter der Welt erscheinen, und an deiner Seite sein Urtheil hören, bitte für mich und vergieb mir! — Meine Tochter, vergieb deiner Mutter, deiner Mörderin!

Hier konnte sich Adelheid nicht mehr halten, sie stürzte in die Kapelle und lag zu ihren Füßen: »Verzeihung, meine Mutter!

Die Mutter bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen, sank auf das kleine Ruhebette nieder und seufzte: »Ach Geist meiner Tochter, bist du erschienen, um mich vor den Richter zu fordern? Erbarmung! seeliger Geist, Erbarmung!«

»Verzeihung, meine Mutter!«

»Geist meiner Adelheid! hat dich der Richter gesandt, mir das Verdammungsurtheil zu verkündigen? Warum erwählte er dich? O Richter, o Gott, du mußt schrecklich zürnen! Hattest du

nicht verdammte Geister, warum diesen? Erbarmung und Gnade in der Ewigkeit!»

(Ihre Quaal war schrecklich, denn es fielen Blutstropfen aus ihrer Nase.)

»Adelheid! ich mordete dich, mein Kind! ich bin verdammt!!! Fort, Geist der Unschuld, dein Anblick ist mir schrecklich; die Verdammten fürchten die Seeligen! — Ja, ich erscheine vor dem Richter! — O wie mich bangt!« — (Sie schauderte in sich selbst zusammen.)

»Mutter! Ihre Adelheid, Ihre Tochter liegt zu Ihren Füßen und flehet um Verzeihung.»

»Du meine Tochter!! Du Geist aus der Ewigkeit!»

»Nicht Geist, meine Mutter, Ihre Tochter, Ihre reuige Tochter.»

»Sind die Todten auferstanden, um die Mörderin zu quälen?«

»Nicht die Todten sind auferstanden, sondern die Verlohrnen haben sich wiedergefunden. Mutter! Ihre Tochter fleht um Verzeihung!«

Die Mutter blieb ohne Besinnung; alle ihre Empfindungen waren aufgeschreckt und hatten

auch den einen Gedanken an die Tochter unterdrückt.

»Ich bin kein Geist, Mutter, ich bin Ihre Tochter selbst! Ihre reuige Adelheid fleht um Verzeihung.«

»Wie? Adelheid, du selbst?«

Sie kehrte das Gesicht nach dem Bilde und dann nach Adelheid. »Empfange den Kuß des Friedens!« (Sie griff nach dem Bilde.)

Adelheid sprang auf und hing an ihrem Halse. Die Mutter küßte die Tochter statt des Bildes, welches sie küssen wollte.

»Gott! ist es möglich! Du wirklich meine Tochter! — Adelheid, kannst du mir vergeben?«

»Ich habe alles vergeben, und Gott wird alles vergeben.«

»Vergeben!« rief sie und schloß Adelheid in ihre Arme. »Vergeben! Ach, ich küsse meine Tochter! Friede, Friede im Herzen, Friede bei Gott!«

»Amen!« riefen die drei vor der Thür. William trat herein. Welch ein Anblick! Gott, wenn du Gericht hältst und Vergebung sprichst, so kön-

nen sich die Sünder nicht mehr freuen, als diese Sünderin und diese Gerechte! Da lag die Tochter der Mutter im Arme, die Herzen waren zerflossen, Thränen der Freude hemmten die Sprache, und nur die Blicke redeten.

William nahm das Bild, welches der Mutter entfallen war, und stellte sich ihr zur Seite. Nach einer langen Pause sahe sie auf und erkannte ihn.

»Ach du Engel des Friedens, du Erlöser der Elenden, hat dich Gott gesandt?«

»Er hat mich gesandt. Im Sturme irrte ich hier umher, bei ruhiger Natur bringe ich den Frieden.«

Es kam ihm vor, als säuselten sanfte Lüfte in dieser Kapelle, das Seufzen war verstummt, und der Engel des Friedens schüttelte den Oelzweig.

»Strahlenberg,« rief Adelheid, »o sehen Sie, ich habe meine Mutter wieder.«

»Wie, Strahlenberg? Hat Gott auch ihn zum Troste mir gesandt? Ja, er hat mir vergeben, ich erkenne seine Vatergüte. O laßt uns ihm danken.«

Sie fiel auf ihre Kniee nieder und im Drange der stärksten Empfindungen sprach sie laut:

»Wenn das Herz voll Kummer ist, und kein Strahl der Hoffnung es erwärmt, dann, Vater, bist du es allein, der es nicht sinken läßt! Wenn der Friede sich im Meere der Zweifel ersäuft, und die Pforten der Hölle dem Blicke offen erscheinen, dann bist du es, der Ruhe gibt. Ach Vater! ich habe sie wieder, die Tochter, nun nimm mich zu dir, wenn es dir gefällt! — Segne meine Adelheid, dies ist meine letzte Bitte.»

Hannchen war auch herbei gekommen, und wunderte sich, daß ihre Frau den richtigen Verstand wieder hatte. Strahlenberg reichte der Matten die Hand und führte sie aus der Kapelle. Adelheid und Sophie folgten ihr nach. Man setzte sie auf ihr Bette und Adelheid saß neben ihr. Ihre Blicke, ihre Hände, ihre Küsse waren ihre Sprache.

»Willst du nicht deinen Karl sehen?« fragte endlich die Mutter.

»Karl! O, ist er hier? Wo ist er? Mutter, Sie lieben ihn doch?»

»Wie meinen Sohn. Karl ist kein Mensch, er ist ein Engel, und du bist die Geliebte dieses Engels! Noch wird er weinen am Wasserfalle.«

»Ach Karl, mein Karl! der Himmel hat seine düstern Wolken verscheucht, und die Strahlen der Freude herabgesandt.«

»Gehe, meine Tochter, suche ihn und laß mir meinen Freund Strahlenberg, er muß mir noch viel erzählen.«

»Wo ist William?« fragte Adelheid und lief schnell zur Thür hinaus.«

William war mit Adelheids Bildnisse zum Kenotaphium gegangen. Dort saß Karl und sahe in den Wasserfall hinab.

»Noch immer auf Gräbern ohne Leichen,« rief ihm William zu,« sehen Sie, ich halte Wort.«

Karl blickte auf, aber durch Thränen hindurch erkennt man nichts. Er sahe Adelheids Bild, welches William vor das Gesicht hielt, und sprang auf, um die Geliebte zu umarmen.«

»Hier ist die Kopie, lieber Wildenstein, die Mutter bedarf ihrer nicht mehr.« —

»Wohl ihr, daß sie ausgelitten hat. Die Hand des Todes hat ein Leben geendigt, das schon längst in der Qual des Gewissens erstorben war. Gott sey dem Geiste gnädig.«

»Das Original hat die Kopie verdrängt, sage ich.« —

»Was sagen Sie?«

»Ja, ja, ich bin mehr als ein Mensch, ich erwecke die Todten und führe die Geister vom Himmel herab, wenn sie schuldlos waren.«

»Lebt Adelheid? Sagen Sie mir die Wahrheit.«

»Sie lebt halb in dieser und halb in jener Welt.«

Jetzt sprang Paul herbei.« Hier habe ich sie gefunden, hier hatte sie ihren Namen eingegraben.« — Er suchte den Baum.

»Wer ist der Knabe?« fragte Wildenstein.

»Adelheids Bruder und Adelheids Erretter.«

»Den Namen hier hat sie selbst eingegraben?«

»Ja, mein Herr,« antwortete Paul, »hier wurde sie meine Schwester.«

»Das kann meine Adelheid nicht seyn.«

»Sie ist die Ihrige,« erwiederte William.

Jetzt kam Adelheid daher, sie erblickte Karln und blieb erschrocken stehen. Der freudige Schrecken lähmte ihre Füße. Karl eilte ihr entgegen und schloß sie in seine Arme und rief im Uebermaaße der seligsten Empfindungen:

»Adelheid! meine Auferstandene!»

»Karl, mein geliebter Karl!«

So stehet der Mensch auf der höchsten Stufe der Menschheit und hebt sich durch seine Gefühle zum Himmel empor. Diese Scene des Entzückens, das himmlische Lächeln des Gesichts, des wonnetrunkenen Blickes faßt kein irdischer Geist. Das Herz ruhet am Herzen, das Auge hängt am Auge, der Mund verschließt den Mund im ewigen Kusse. Die Elemente schwinden dahin, und der Busen, von ätherischen Gefühlen durchglühet, faßt nichts, als reine Liebe. Alle Gedanken verliehren sich in dem einen: »Karl! Adelheid.« — Wenn zwei liebende Herzen in einander fließen und die Freuden des Wiedersehens die Sinne betäuben, dann läßt der Mahler den Pinsel fallen, um das Gemählde nicht zu besudeln.

Da stand William und schauete zum Himmel auf und dann auf die Liebenden. Paul knieete auf dem Moose, wo er sonst Kräuter suchte, und weinte.

Nachdem der erste Freudenerguß vorüber war, führte Karl seine Adelheid an das Kenotaphium. »Siehe, Geliebte! hier nannte ich weinend deinen Namen und sahe in den Strudel hinab, dort lagen meine Hoffnungen, meine Wünsche! Aber nun? (Er schloß sie fester in seine Arme.)

Adelheid weinte bei der Erinnerung an diese Stelle; sie sahe nach Pauln hin und dann wieder nach dem Wasserfalle.

William stand am Kenotaphium, hielt Adelheids Bildniß in der Hand und erzählte sehr kurz ihre Leiden und wie sie errettet sey durch Paul. Jetzt sprang Karl auf, riß den Knaben an sein Herz und küßte ihn mit Inbrunst, streichelte den verwundeten Arm und nannte ihn seinen Bruder. Als er hörte, daß Strahlenberg bei der Mutter sey, da faßte er Adelheid bei der Hand.

»Komm, meine Adelheid, ich muß den himmlischen Lehrer umarmen.«

Sie fanden ihn auf dem Bette neben der Mutter sitzen. Sophie saß auf dem Stuhle gegenüber. Welche Freude herrschte in der Zuschauer Seelen! Der dankbare Schüler lag dem geliebten Lehrer im Arme!

»O Gott!« seufzte die Mutter, »das Maaß deiner Güte, womit du mich Sünderin überhäufst, ist zu groß, ich ertrage es nicht. Kinder, habt ihr mir vergeben, was ich euch Uebels that?«

»Von ganzen Herzen,« antworteten Beide zugleich. »Zürnen Sie nicht mit uns?«

»Meine Kinder! ich wollte trennen, was Gott für einander geschaffen hat, ich griff in die Ordnung der Dinge ein, sie hat sich an mir gerächt. Karl, mein Sohn, Adelheid ist dein, ich habe keine Rechte mehr auf sie. Mein Seegen, und Gott vergelte euch eure Leiden, eure Zärtlichkeit. — Strahlenberg! Ihnen überlasse ich das Uebrige, ich habe nichts mehr auf dieser Welt zu thun.«

Sie sank rücklings auf ihr Bette nieder und nach einigen Minuten lag sie im tiefen Schlafe.

Ihr Körper war erschöpft und nur der Schmerz selbst hatte sie noch im Leben erhalten. Die heftigste Anspannung aller Nerven hatte zu plötzlich einer andern Platz gemacht. Die Maschine näherte sich ihrem Stillstande, und noch an diesem Abend löste sie sich ganz auf. Der Geist verließ die morsche Hülle und stieg mit größerer Zuversicht zum ewigen Richter auf. Auf dem Gesichte sahe man die Spuren des tiefsten Schmerzes und der bittersten Reue, aber unter dem weißen Haare leuchtete dennoch die letztere Ruhe, das allmählige Schweigen des innern Sturms hervor. Man legte sie in den leeren Sarg und trug sie in die Grotte zum langen Schlafe. Hannchen schnitt eine weiße Locke von dem Haupte der Entschlafenen und reichte sie Adelheid dar.

Adelheid weinte auf das Gesicht der Mutter und auf die gefalteten Hände und sank neben Karl am Sarge nieder. Strahlenberg legte die Hände der Liebenden in einander und betete.

»Gott, du schufst diese Herzen zur Liebe, du hast sie geprüft und bewährt gefunden, laß sie in

Frieden leben. — Was du zusammengefügt hast, das soll der Mensch nicht scheiden. — Der Herr segne euch!«

»Auch uns!« sprach William und schloß Sophien in seine Arme.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoche, Johann Gottfried,

Adelheid von Wildenstein oder die Folgen der mütterlichen Eitelkeit

Bremen 1798

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940749-6